Est. A-1458

# Deutsche Monatsschrift für Rußland

herausgegeben von

**Alexander Eggers**

Tartu Riikliku Ülikooli Raamatukogu
460844

## Inhalt:

Professor Reinhold Seeberg: Moderne Geselligkeit. (S. 1.)
Ernst Friesendorff: Erinnerungen eines alten Pädagogen. (S. 11.)
Dr. Roland Walter: Von Rom. (S. 29).
Ada Dannenberg: Momentbilder aus einer deutschen Kolonie Bessarabiens. (S. 37.)
Alfred v. Hedenström: Th. Schiemanns Geschichte Rußlands unter Kaiser Nikolai I. (S. 42.)
Dr. med. R. Baron Budberg: Vom Seelenleben der Chinesen. (S. 57.)
Die Baltische Gegenseitige Lebensversicherung. (S. 66.)
Arthur Behrsing: Das Völkerschlachtdenkmal und Gerhart Hauptmanns Puppenspiel. (S. 70.)
Benvenuto Sartorius: Gottbegnadet? (Roman). (S. 72.)
Anzeigen. (S. 80.)

**Reval 1914.**
Vertriebsstelle: Buchhandlung von G. Löffler, Riga.

**III. Jahrg.** **Heft I.**

# Die Baltische Gegenseitige
# Lebensversicherungsgesellschaft

gewährt gegen **billige Prämien**

## Todesfallversicherungen,
## gemischte Versicherungen,
## Aussteuerversicherungen,
## Erlebensfallversicherungen,
## Rentenversicherungen.

Die Policen sind von vornherein **Weltpolicen,** nach kurzer Dauer

**unanfechtbar und unverfallbar.**

Die Versicherten sind **Mitglieder** der Gesellschaft.
Die **Gewinnbeteiligung** beginnt **sofort** nach dem **ersten** Versicherungsjahre.

**Verwaltung: Reval, Schmiedestr. 29.**

# BENZ

## Die Weltmarke!

**Allein-Verkauf bei:**

**Automobil-Zentrale**

## A. von Kuhlberg

**Riga, Alexanderstraße 102.**

# „Deutsche Monatsschrift für Rußland"

herausgegeben von Alex. Eggers.

III. Jahrg. Preis 5 Rbl., mit Zustellung durch die Post 5 Rbl. 50 Kop.

## Und sie bewegt sich doch!

diese Zeitschrift, allen denen zur Freude, die, an das Schicksal so mancher Vorgängerin denkend, auch dieses Mal in Zweifel und Hoffnung die Entwickelung des vor zwei Jahren gegründeten Blattes verfolgten.

Es ist ihr also im Laufe dieser zwei Jahre gelungen, eine beträchtliche Verbreitung im ganzen Reich und uneingeschränkte Anerkennung zu finden. Sie ist tatsächlich ein geistiges Band geworden, das viele Deutsche in trostlosester Diaspora verbindet mit ihren glücklicheren Stammesgenossen, die noch in größerer Anzahl auf demselben Boden beieinander sind, auf dem auch schon ihre Väter gewirkt haben. Sie behandelt und hebt hervor, was allen gemeinsam ist, das Interesse an der gesamten Entwickelung des weiten Reiches, im Verkehr mit den Nachbarstaaten und der verschiedenen Nationalitäten des Reiches untereinander, sie pflegt die Liebe zur Muttersprache, zum eigenen Volkstum, zu der altererbten Kultur, sie verfolgt, was Söhne und Töchter der Heimat, auch wenn sie dieser den Rücken gekehrt, auf günstigerem Ackerfeld zum Wohle der ganzen Menschheit geschaffen, sie sammelt, was von dichterischen und wissenschaftlichen Produktionen von Wert ist, — sie spendet auf allen diesen Gebieten Leben und Anregung.

Nicht leicht ist es ihr geworden, sich soweit zu behaupten, das zeigt auch die sich beim Übergang ins dritte Jahr vollziehende Arbeitsteilung der Herausgabe in eine rein redaktionelle und eine verlegerisch-vertriebstechnische. Das hat den Vorteil, daß jetzt zwei am selben Strang den Berg hinanziehen; möchte sie stetig höher gleiten!

**Verlagsbuchhandlung G. Löffler — Riga.**

Gr. Sandstraße 20. Postfach 317.

# „Deutsche Monatsschrift für Rußland"

Für die nächsten Hefte des Jahrgangs 1914 sind folgende Beiträge gesichert: **Dr. R. Vahr** (Berlin): Reiseeindrücke aus Rußland. **Dr. W. Baum** (Leipzig): Th. H. Pantenius. — Die Reformbestrebungen unter der deutschen Studentenschaft. **A. Behrsing** (Reval): Dorfbilder aus ZentralRußland. **K. Blum** (Goldingen): Kritiken über neue baltische Dichtungen. **Dieckhoff**: Aus dem Leben des weil. Moskauer Generalsuperintendenten Heinrich Dieckhoff (1802 bis 1862). **K. Grams** (Wloclawsk): Das deutsche Schulwesen in Polen. **K. Fischer** (Tiflis): Die deutschen Kolonisten in Transkaukasien. **E. Friesendorff** (Freiburg i. Br.): Erinnerungen eines alten Pädagogen. II. An der Petrischule in St. Petersburg (1880—1899). **O. Greiffenhagen** (Reval): Zur Geschichte des baltischen Literatenstandes. **M. Hilfer** (Odessa): Die deutschen Kolonisten Rußlands und der Gemeindebesitz. **E. Hoffmann** (Hapsal): Dorpat vor 60 Jahren. Persönliche Erinnerungen. **H. Hörschelmann** (Otrada): B. Kellermanns Roman „Der Tunnel". — Einiges über Übersetzungskunst. **J. K.** (Riga): Ausbildung und Ausbildungsmöglichkeiten. Ein Wegweiser für junge Mädchen gebildeter Stände. **J. Kordes** (Moskau): Mereshkowski. — Reiseeindrücke aus Buchara. **Fr. Külpe**: Zwei Mütter (Novelle). **J. Oehquist** (Helsingfors): Die Kulturentwicklung des finnländischen Volkes. **Piet v. Reyher** (Berlin): Prof. W. Ostwald, sein Leben und Schaffen. **B. Sartorius** (Jena): Gottbegnadet? Ein Künstlerinnenroman (Fortsetzung). **Pastor J. Schleunig** (Tiflis): Die Deutschen in Tiflis. **Hedda v. Schmid** (Gr.-Lichterfelde): Der Streber. (Baltische Erzählung.) **Dr. Th. Skribanowitz** (St. Petersburg): Unsere Gewißheit von der Außenwelt und der Philosoph J. Rehmke. **W. C. Stendell** (Frankfurt a. M.): Etwas vom Geistesleben. **Prof. L. Stieda** (Gießen): Baltische Gelehrte an westeuropäischen Universitäten. **Dr. H. Stümcke** (Berlin): Das russische Drama im Spielplan der Deutschen Theater des letzten Jahrzehnts. **M. Wiedemann** (St. Petersburg): Die deutschen Reichsdumaabgeordneten. **M. Wiegmann** (Rom): Vom griechischen Tanz. **C. Worms** (Mitau): Narzissen. (Novelle).

Prospekte über den Inhalt der früheren Bände stehen noch zur Verfügung, auch die Bände selbst, der erste Jahrgang zum Preise von 3 Rbl. in Heften, 4 Rbl. geb.; der zweite 5 Rbl. in Heften, 6 Rbl. geb.

**Verlagsbuchhandlung G. Löffler — Riga.**

Gr. Sandstraße 20. Postfach 317.

# Otto Schwarz, Riga

Importierte

## Weine u. Zigarren

Spezialität:

## Mosel-, Rhein-

und

## Bordeauxweine

Versand nach allen Plätzen Russlands

∴ Neue Preislisten soeben erschienen ∴

Est. A-1458




Deutsche Monatsschrift für Rußland.
Herausgegeben von Alexander Eggers.

Nr. 1. Januarheft. 1914.

Est-A
Bibliotheca Universitatis Tartuensis
446, 38
167

Nachdruck verboten.

# Moderne Geselligkeit.

Von Professor Reinhold Seeberg (Berlin).

Es wird in unsern Tagen über die moderne Geselligkeit viel gefragt und geklagt. Es mag sich daher lohnen, einmal kurz nachzudenken, was an diesen Klagen berechtigt ist und welchen Sinn diese Fragen haben.

Wenn wir von Geselligkeit sprechen, so denken wir nicht an jene große offizielle Geselligkeit, wie sie an den Höfen oder in den Häusern offizieller Persönlichkeiten gepflegt wird und gepflegt werden muß. Diese hat ihren eigenen Stil, und sie hat für das Leben des Volkes als ganzes so wenig Bedeutung, daß sie hier übergangen werden darf. Dasselbe gilt von der reinen Salongeselligkeit der „Empfänge", diesen bureaux d'esprit. Aber auch von einer Besprechung der geselligen Formen, die wir als „Spiele" bezeichnen — seien es die mancherlei Bewegungsspiele oder der Sport, sei es das Verstandesspiel, wie Rätselraten oder Schach, sei es das Erregungsspiel, wie Wette oder Hazard — kann hier abgesehen werden. Sie dienen freilich der Geselligkeit, aber sie machen nie die Geselligkeit als solche aus.

1.

Urbild und Quell aller Gelligkeit ist die Geselligkeit des Familienkreises. Nach einem alten Wort soll man acht Stunden arbeiten, acht Stunden schlafen und acht Stunden sich erholen. Die Zeit, die der Mensch braucht, um sein

Roß zum Ritt durchs Leben zu satteln, währt also länger, als dieser Ritt selbst. Die Arbeit dient der Ausübung unseres Berufes und geschieht zur Verwirklichung unsrer Ideale. Die Arbeit hat also sittlichen Charakter. Neben der sittlichen Sphäre unseres Daseins steht die natürliche. Wir denken dabei an Schlafen, Essen und Trinken, Erholung und Spiel. Nur dort ist es aber recht um diese natürliche Sphäre bestellt, wo sie das sittliche Leben nicht hemmt, sondern fördert.

Kein Mensch kann zur Gewinnung und Wiederherstellung seiner Kraft der Einsamkeit entbehren. Aber seine Natur bedarf hierzu ebenso der Gemeinsamkeit. Speise und Trank schmecken nicht in einsamer Klause, und Gedanken und Empfindungen kommen am besten zur Ruhe durch harmlose Aussprache im Kreise Gleichgesinnter. — Dieser Kreis bietet sich unter normalen Verhältnissen im eigenen Hause dar. Im Hause erzählt jedes Familienmitglied harmlos, was es erlebt oder getan hat, was es will und wonach es trachtet. Hieran schließt sich wohl ein Austausch der Urteile oder der Wünsche. Jedes Familienglied gibt sich, wie es ist und redet, wie es denkt, denn man erwartet von einander Interesse, Verständnis und Vertrauen. Nichts erquickt und erhebt so sehr als solch ein echtes Familienleben. In dem Licht dieser Gemeinschaft gewinnen die Dinge draußen oft erst ihr richtiges natürliches Maß. Es sah in der Einsamkeit tiefbohrender Gedanken schrecklich aus, was uns jetzt als ganz einfach erscheint. Die Erregung löst sich im glücklichen Humor, und am Zukunftshorizont spielen wieder Sonnenstrahlen.

Wie die Hausgenossen durch die gemeinsame Mahlzeit vereinigt werden, so verbindet sich auch dieser harmlose und vertrauensvolle Austausch von Gedanken, Urteilen, Befürchtungen und Hoffnungen, Empfindungen und Gefühlen. Und dies wie jenes dient der Erholung. Die Erholung wird also hergestellt durch Unterhalt wie Unterhaltung, durch jenen nach der leiblichen, durch diese nach der geistigen Seite des Lebens hin.

Jede echte Geselligkeit ist nun nichts andres, als eine Übertragung dieses Lebens auf einen weiteren Kreis von Menschen. Geselligkeit ist immer eine Hausausdehnungsbewegung. Ich ziehe zeitweilig andre Personen in das Leben meines Hauses hinein, und diese wollen meine Hausgenossen werden. Ist das aber der Fall, so kann von vornherein gesagt werden, daß die geselligen Beziehungen in dem Maße glücklich und kräftig sein werden, als es gelingt, die Gäste so zu empfangen, daß sie sich „zu Hause" fühlen, ja sich „häuslich einzurichten" scheinen.

Wie die Hausgenossen den leiblichen Unterhalt und die geistige Unterhaltung miteinander teilten, so auch nun die Gäste mit ihren Wirten. Mittelpunkt — leider auch nicht selten Höhepunkt — unsrer Geselligkeit bildet die gemeinsame Mahlzeit.

Es ist selbstverständlich, daß dieser bei festlichem Anlaß ein ausführlicheres Menü als alltäglich zugrunde liegt und daß bessere Weine als gewöhnlich

getrunken werden. Aber für das Gelingen der geſelligen Vereinigung iſt es dabei von größter Bedeutung, daß in den Speiſen wie in der ganzen äußeren Ordnung der eigentümliche Charakter des betreffenden Hauſes zum Ausdruck gelangen. Sind die Zimmer zum Teil ausgeräumt und in Geſellſchaftsräume verwandelt worden, ſind wohl gar Möbelſtücke und Service geborgt, geht das Menü über den Zuſchnitt des ganzen Hauſes hinaus, ſo iſt die Geſellſchaft von vornherein „ungemütlich“, es mögen von Wirten und Gäſten noch ſo ſehr forcierte Verſuche, die Sache „amüſant“ zu geſtalten, unternommen werden.

Woher das? Man hat eben nicht die Empfindung, in ein Haus einzutreten, ſondern in ein mehr oder minder geſchickt häuslich geſtaltetes Hotel. — Es iſt ziemlich allgemein anerkannt, daß in den ſogenannten beſſern Kreiſen unſers Volkes zuviel gegeſſen wird, vor allem aber, daß in unſern Geſellſchaften inbezug auf Eſſen und Trinken ein ebenſo ſinn- als geſchmackloſer Luxus aufzukommen beginnt. In dem Maß als die Frau in unſrer Geſelligkeit eine leitende Stellung erworben hat, ſind die Schäden der Geſelligkeit unſrer Vorfahren — Völlerei, Trunkſucht und Unflätigkeit — überwunden worden. Es iſt der Frau zu danken, daß zunächſt das Quantum von Speiſe und Trank auf ein richtiges Maß reduziert worden iſt. Aber die Frau hat nun dafür die Qualität der Speiſen immer routinierter, delikater und koſtbarer zu geſtalten ſich angelegen ſein laſſen. Da die Fülle all dieſer Fineſſen doch an irgend einer konkreten Maſſe zur Darſtellung kommen muß, ſo iſt ſchließlich auch das Quantum, deſſen Vertilgung den Gäſten zugemutet wird, wenn auch nicht dem bei unſern Vorfahren üblichen gleich, ſo doch viel zu groß geworden.

Dieſer übertriebene Luxus iſt nun aber ein Hauptgrund, daß der modernen Geſelligkeit der eigentümlich vornehme oder intime Geruch edler Häuslichkeit geraubt wird. Man kann dies oft ausſprechen, aber die Eitelkeit der Mehrzahl der Hausfrauen läßt ſich dadurch nicht überwinden. Wandel kann hierin nur geſchaffen werden, wenn unſre erſten, vornehmſten und reichſten Kreiſe lernen werden, ſich möglichſt der Einfachheit bei ihrer Geſelligkeit zu befleißigen. Die Einfachheit muß wieder als vornehm gelten — und das iſt ſie ja in der Tat — damit vornehme und weniger vornehme Leute ſie wieder zurückgewinnen. Es werden eben einige wenige *unter* ihren Verhältniſſin leben müſſen, damit die große Menge durch ſie nicht verleitet werde, *über* ihre Verhältniſſe zu leben. Hier iſt ein Punkt, wo die heute ſo beliebte Rede vom „Sparen“ praktiſch gemacht und etwa dem Beamtenſtand nicht unerheblich geholfen werden kann.

2.

Das Weſen der Geſelligkeit beſtand alſo darin, daß wir zeitweilig andre Perſonen in unſre Hausgemeinſchaft aufnehmen. Das faßt nun in ſich, daß eine gewiſſe Harmonie in den Hauptfragen des Lebens in dieſem Kreiſe herrſcht. Es gibt zwei alte, aber nicht eben verſtändige geſellſchaftliche Regeln. Die eine verbietet in Geſellſchaft von Religion und Politik zu reden, die andere unter-

ſagt das „Fachſimpeln“. Man überlege, was das heißt. Die Höhe des innern Lebens ſtellt ſich in der Religion dar, die Höhe des äußeren Lebens in der Politik und die Höhe des perſönlichen Lebens in dem Fach oder Beruf, den jemand vertritt. Soll ich von dieſen drei Gebieten ſchweigen, ſo bleibt nicht allzuviel Vernünftiges nach, worüber ſich reden ließe. Es iſt wahrlich kein Wunder, wenn unter der Herrſchaft dieſer Regeln die Geſpräche verſanden. Halten wir daran feſt, daß es ſich bei der Geſelligkeit um eine erweiterte Hausgemeinſchaft handelt, ſo iſt es eine ſelbſtverſtändliche Forderung, daß der Kreis ſo ausgewählt ſein muß, daß jeder Teilnehmer für ſeine Grundanſchauungen und Hauptintereſſen Verſtändnis und eine gewiſſe Sympathie vorausſetzen darf. Dafür werden ja ſchon die Perſönlichkeiten der Gaſtgeber, wenn ſie einigermaßen charaktervoll ſind und ſich nicht ganz die Katze Leiſeſchlich zum Vorbilde genommen haben, die Garantie bieten. Ein engerer und wirklich förderlicher geſelliger Verkehr iſt eben nur dort denkbar, wo die mannigfachen Töne des Geiſtes ſich zu einer Harmonie zuſammenfügen laſſen.

Damit ſoll keineswegs geſagt werden, daß die Geſellſchaften möglichſt aus Genoſſen desſelben Standes und Berufes zuſammengeſetzt ſein ſollen. Ganz im Gegenteil, ſolche Geſellſchaften ſind in der Regel langweilig. Teils hat man gerade, weil im öffentlichen Leben die beiderſeitigen Intereſſen ſich ſo oft kreuzen, nicht bei der privaten Berührung das rechte Zutrauen zu einander, teils ſind ſoviel Elemente in der Grundanſchauung und Form ihrer Darſtellung identiſch, daß keine Gegenſätze in die Unterhaltung kommen wollen und deshalb die Geiſter nicht in Bewegung geraten.

Unter dieſen Vorausſetzungen läßt ſich nun ein Idealbild vom geſelligen Verkehr bilden. Vor allem handelt es ſich darum, daß jeder in dem Kreiſe, in den er eintritt, ſich harmlos und offen mit dem, was er iſt und hat, d. h. als Perſönlichkeit gibt. Nicht irgendwelche Hintergedanken ſollen ihn leiten, nicht Egoismus oder das Intereſſe perſönlicher Eitelkeit ihn bewegen, ſondern er ſoll ſich ſo darſtellen, wie er iſt. Je ungekünſtelter und ungeſuchter das geſchieht, je mehr man von der Anregung des Augenblickes ſich leiten läßt, deſto belebender wird man auf den Kreis einwirken. Starkes perſönliches Leben wird ſich nur äußerſt ſelten auf die Dauer verbergen, es wird, wenn auch in aller Beſcheidenheit und mit der Harmloſigkeit des im Verborgenen blühenden Veilchens, ſeine Kraft und ſeinen Duft offenbaren.

Auch hier ſind die Gaben natürlich verſchieden. Dem einen ſitzt das zündende Wort auf der Spitze der Zunge, bei dem andern muß es mühſam aus der Tiefe emporgepumpt werden, und verliert wohl gar unterwegs ſeine Zündkraft. Es ſind in der Regel doch immer wieder dieſelben Perſonen, die die Witze machen, und wieder bilden auch die, die über ſie lachen, gewöhnlich eine feſte Gruppe. Und auch auf dem Gebiet des geſelligen Lebens zeigt es ſich, daß die einen wollen, damit die andern wollen, und die andern wollen, weil die einen wollen. Bei jeder Unterhaltung läßt ſich dies ebenſo beobachten,

wie bei der Beantwortung der Frage: was ſollen wir jetzt unternehmen, oder, wie die Kinder ſagen, was ſollen wir ſpielen? Die Perſonen, die den Ton anzugeben verſtehen, ſind die geſelligen Talente, deren Verſchiedenheit bekanntlich das geſellige Leben belebt und ſchmückt. Aber auch der, der keine beſonderen Vorzüge auf dieſem Gebiet beſitzt, wird, wenn er nur friſch und offen, harmlos und unbefangen in ſeinen Kreis eintritt, zur Hebung und Erwärmung der geſelligen Beziehungen ſein Teil beitragen.

Der ſchlimmſte Feind in dieſer Hinſicht iſt die Befangenheit. Der Befangene iſt in ſich ſelbſt gefangen. Seine Arme und Beine, ſeine Gedanken und Empfindungen weiß er nicht zu gebrauchen als Mittel, um an die Menſchen heran und in ſie hereinzukommen, ſondern ſie ſind ihm wie die Gitter am Gefängnisfenſter, die hindern hinauszukommen. Der Befangene verfehlt faſt immer den Moment und den Ton, um in die Geſelligkeit einzugreifen. Es dauert eben zu lang, bis er ſich aus dieſem innern Gefängnis herausarbeitet. Gewöhnung, Erziehung und vor allem Selbſtzucht überwinden dieſen geſellſchaftlichen Fehler, der ja in der Regel aus Erziehungsfehlern hervorgegangen iſt. Wo man kindliche Taktloſigkeiten oder Naivitäten entweder belacht oder verhöhnt, pflegt eine der Hauptbedingungen der geſelligen Betätigungen, nämlich die Harmloſigkeit, gelähmt zu werden.

Es kann ja vorkommen, daß dieſe Harmloſigkeit zu weit geht und daß ſie, zumal bei jüngeren Leuten, ſich etwas zu „naiv“ darſtellt. So etwa, wenn der Herr vorausſetzt, daß ſeine Dame ſich für jede Sache, die er eben gerade erlernt hat, auch intereſſieren müſſe. Ich habe mehr wie einmal gehört, daß allerdings recht junge Herren ihre Dame über das Problem zu unterhalten verſuchten, ob Plato die Unſterblichkeit gelehrt habe oder nicht. Bisweilen fällt auch ſchon ziemlich zu Beginn der Unterhaltung ſeitens eines jungen Herrn aus beſten Kreiſen etwa die Bemerkung: „Ich weiß nicht, ob gnädigſtes Fräulein ſich mit der Fortpflanzung der Regenwürmer beſchäftigt haben?“ Das ſind klaſſiſche Beiſpiele der Naivität, aber dieſe Naivität iſt immer noch hundert Mal beſſer als jene unfreie, hinterhaltige Weiſe, der man bei jedem Wort das Lauern auf den Erfolg abfühlt.

3.

Zu der ſchlichten Offenheit, wie ſie dem häuslichen Grundcharakter der Geſelligkeit entſpricht, muß nun weiter hinzukommen der Takt oder die Rückſicht, die dadurch bedingt ſind, daß man zu andern, und zwar etwas fernerſtehenden Menſchen zu ſprechen hat. Daß ich mich ſelbſt gebe, aber einer anderen beſonderen Perſon gebe, das iſt die Formel des geſelligen Lebens. Erſteres faßt in ſich die harmloſe Offenheit, letzteres den Takt und die Reſerve. Nicht alle verſtehen alles, alſo mache man es ihnen in ihrer Denkweiſe und für ihren Standpunkt geeignet zurecht. Dieſe Erinnerung tut jenem Menſchen weh, und jener Gedanke trifft in dieſem Menſchen einen wunden Punkt, — der

echte Takt ſpürt dies inſtinktiv. Takt und Reſerve können ja bis zu einem gewiſſen Grade anerzogen werden. Aber in ihrer ſchönſten Form ſind ſie Eigenſchaften der feiner organiſierten Seelen, die nicht durch äußere Erziehung, ſondern durch inneres Erleben gewonnen werden. Daher kommt es, daß man bei ganz ſchlichten Leuten unter Umſtänden eine erſtaunliche Feinheit des Taktes findet, während in ſehr hochſtehenden Kreiſen bisweilen, in den beſten Formen natürlich, die unglaublichſten Verſtöße gegen den Takt begangen werden können. Dieſer Herzenstakt der adligen Seele läßt ſich leider nicht lernen. Umſo mehr achte man darauf, den Kindern den Takt anzuerziehen, deſſen ſie bedürfen, um Schritt zu halten mit der Kolonne der Geſellſchaft auf dem Marſch durch das Leben.

Wer in einen geſelligen Kreis eintritt, hat nicht nur die Verpflichtung, zur Unterhaltung beizutragen, ſondern er ſoll auch bereit ſein, ſich durch die Empfindungen und Gedanken, die in dieſen Kreiſen herrſchen, unterhalten zu laſſen. Es iſt eine Verfehlung gegen den Sinn der Geſelligkeit, wenn jemand zwar eine Einladung annimmt, aber dann entweder ganz allein das Wort zu führen trachtet, oder wenn ihm das nicht gelingt, abſeits ſitzt mit geärgertem Geſicht und ſüffiſantem Lächeln. Aus dem häuslichen Grundcharakter der Geſelligkeit folgt nicht nur die Pflicht, ſolches zu reden, worauf die andern hinhören können, ſondern auch darauf hinzuhören, was die andern zu ſagen vermögen. Dies Hören iſt nicht minder eine geſellſchaftliche Gabe als das Reden. Es gibt Virtuoſen des Hörens, Menſchen, die durch die Art, wie ſie, man möchte ſagen, ſprechend zu hören verſtehen, die beſten Gedanken und die tiefſten Empfindungen in dem andern auslöſen und hervorlocken. Wie lähmend können doch auf den gedankenreichſten Sprecher jene irren, wirren, leeren, im Kreis umherlaufenden Augen des Zuhörers wirken, und wie anregend kann das ſcharfblickende, aufmerkſame Auge, die gleichſam um mehr bittende Miene des Hörers wirken. Die Gabe zu hören iſt daher eine der Hauptgaben für das geſellige Leben. Das haben unſre Voreltern erkannt, wenn ſie die Kinder zum Hören erziehen wollten nach der Regel:

Kinder bei Tiſch
Stumm wie die Fiſch.

Indeſſen, jene Erziehungsmethode iſt nicht immer erfolgreich. Im Gegenteil, dies erzwungene Schweigen der Kinder hat nicht ganz ſelten die Wirkung, daß die Kinder auf die Geſpräche der Erwachſenen überhaupt nicht hinhören. Das heißt, man erreicht gerade das Gegenteil deſſen, was man wollte.

4.

Die echte Geſelligkeit trägt alſo häuslichen Charakter an ſich. Das iſt vor allem zu betonen. Sie will grundſätzlich etwas andres ſein, als die Geſellſchaft an einer table d'hôte, in einer Penſion, auf einem Volksfeſt, einer Reunion, bei einem Rennen uſw. Indem man in das Haus eingeht, an den

Tiſch des Hauſes ſich ſetzt, im Hauſe zubereitete Speiſen genießt, indem Hausherr und Hausfrau den Vorſitz dabei führen, erweiſt ſich die Geſelligkeit als eine häusliche Gemeinſchaft. Dieſe Gemeinſchaft trägt nicht die Art einer Berufsgenoſſenſchaft an ſich, ſondern ſie ſoll Erholung bringen, Erholung, indem man Unterhalt und Unterhaltung miteinander teilt. Jede Geſelligkeit, die als Arbeit erſcheint, wo der Gaſtgeber etwas „abmachen" will, und die Gäſte, genau dementſprechend, wenn ſie nachher unten in ihrem Wagen ſitzen, gähnend ſeufzen: „Gott ſei Dank, vorbei!" — jede derartige Geſelligkeit iſt alſo verfehlt. Wo man dagegen in einem mäßig großen, weſentlich gleich beſtimmten und doch nicht langweilig und ſtandesgemäß gleich gemachten Kreiſe zuſammenkommt, wo man in gewohnter häuslicher Weiſe ißt und trinkt, wo dann in harmloſer Art jeder aus dem Herzen und friſch von der Leber redet und mit dieſer fröhlichen Redeluſt ſich die Gabe edlen Taktes und feinen Hörens verbindet, da werden die Wirte und die Gäſte ſich angeregt und befriedigt nach der Geſellſchaft fühlen. So tritt wirklich Erhöhung und Bereicherung des Lebens ein.

Eine ſolche Geſelligkeit iſt dann nicht Arbeit und Plage, ſondern wirkliche Erholung und Erquickung. Die Menſchen haben nicht nur nebeneinander geſeſſen, weil ihre Namen auf der Liſte im Vorzimmer nebeneinander ſtanden, ſondern ſie haben miteinander etwas geteilt und daher aneinander etwas gehabt. Man hat wohl darüber geſpottet, daß in der klaſſiſchen Zeit unſrer Literatur man wohl gut geſprochen, aber ſchlecht gegeſſen habe. Daß wir heute gut eſſen, iſt nicht fraglich, ob wir ſo gut ſprechen wie die früheren, freilich umſo fraglicher. Jedenfalls haben wir keinen Grund, unſre Geſelligkeit zu rühmen, wenn wir ſie mit den Kreiſen der Goethe und Schiller, der Schleiermacher und Humboldt vergleichen. Und vielleicht beſteht in der Tat ein Zuſammenhang zwiſchen dem Reden und Eſſen, ſo daß, wo dieſes allzu gut wird, jenes leidet, und wo dieſes ſich auf normaler Höhe hält, jenes ſich über das normale Maß erhebt. Faſt ſcheint es ſo. Eins jedenfalls iſt ſicher, je mehr wir im Eſſen und Trinken, ſowie in der Zahl der Geladenen unſerer Geſelligkeit den Hotelcharakter abſtreifen und die ſchlichte, häusliche Art zurückgeben, deſto fruchtbarer wird ſie werden. Denn nur unter dieſer Vorausſetzung werden die einzelnen Perſonen in harmloſer Schlichtheit ihr Beſtes zu geben vermögen, und nur ſo iſt die teilnehmende Freude und die empfängliche Erſchloſſenheit fremden Gedanken und fremdem Leben gegenüber möglich, ohne die es keine Geſelligkeit gibt, die dieſes Namens wert iſt.

5.

Es wird viel geklagt auf unſerm Gebiet, die Beſſerung ſcheint näher zu liegen, als man meint, es ſollen nur die maßgebenden Kreiſe mit dieſem Gedanken des häuslichen Charakters der Geſelligkeit ernſt machen und die Konſe-

quenzen daraus ziehen, und es ſollen alle den Mut der Überzeugung haben und den Grundſchaden unſrer Tage überwinden, jene „Schafsnatur“, die dorthin nachdrängt, wohin die andern gehen, und ſinn- und beſinnungslos nachahmt, was andre vormachen: dann wird uns geholfen ſein.

Man pflegt demgegenüber nach einzelnen beſonderen Mitteln zur Reform der Geſelligkeit zu ſuchen: die einen meinen, etwas erreicht zu haben, wenn ſie einen Löwen der Kunſt oder Wiſſenſchaft einfangen und dem Publikum vorführen; die andern meinen, Licht zu gewinnen, wenn ſich ein moderner „Star“ an ihre Tafel herabläßt; wieder andre möchten einen Vortrag halten laſſen, um dadurch der Unterhaltung einen gewiſſen Stoff zuzuführen. Die beiden zuerſt genannten Mittel verfangen bekanntlich kaum jemals, das letzte kann mit Erfolg in Anwendung kommen. Aber Erfolg wird es ſchließlich nur dort haben, wo der Vortrag die Gemeinſamkeit der Intereſſen nicht hervorbringen ſoll, ſondern ſie ſchon vorausſetzen kann.

Wenn ein Turm ſchwankt, ſo wird es ſelten geraten ſein, in den Turm zu ſteigen, um dort oben die Ritzen und Sprünge zu vermauern, vielmehr wird es in der Regel klüger ſein, unten im Fundament die Reparatur vorzunehmen. So ſteht es aber auch in unſerer Frage. Die Mängel des geſelligen Lebens, über die man klagt, hängen auf das engſte zuſammen mit Mängeln im Leben des modernen Menſchen. Nur wenn hier Beſſerung eintritt, werden jene geſelligen Schäden ſich heben, und zwar, wie ich glaube, leicht und von ſelbſt ſich heben. Es ſind vor allem zwei Mängel, über die oft geklagt wird und die hier in Betracht kommen. Es wird unter uns unendlich viel von der „Perſönlichkeit“ geredet. Man kann ſich nicht genug tun in der Verherrlichung der freien, originellen Perſönlichkeit, man erblickt in ihr mit Recht das Ziel aller Erziehung und Bildung, man ſchwärmt von Nietzſches „Übermenſchen“. Aber die Schlagwörter eines Zeitalters weiſen häufig darauf hin, was es nicht hat, und nicht darauf, was es hat. Die voll ausgewachſenen Perſönlichkeiten, die eigenartigen Geiſter, die originellen Geſtalten werden bei uns immer ſeltener. Die Erziehung im Hauſe wie in der Schule läßt ja heute der Individualität jeden denkbaren, faſt möchte man ſagen, auch jeden undenkbaren Spielraum, aber jene früheren Zeiten, die mit ſtrengem Zwang die Jugend unter den Willen der älteren Generation, unter feſte Normen des Urteils und der Sitte beugten, brachten mehr eigenartige Geſtalten hervor, als es der Freiheit und Zuchtloſigkeit der heutigen gelingen will. Das gibt zu denken. Je mehr die Erziehung auf die Befreiung der Individualitäten eingerichtet wird, deſto ſeltener kommt es zu ſolcher Freiheit. Iſt da unſer heutiger Weg wirklich der richtige? Das einzelne Individuum bei uns droht immer mehr zum Abbild eines beſtimmten Typus zu werden. In Kleidung und Haltung, in Denk- und Sprechweiſe wird das Einerlei immer größer. Es mangelt den Individuen von früh auf an kräftiger Originalität und eigenartiger Perſonalität. Die Jugend iſt frei geworden von den Vorbildern erworbener Originalität

und Charakterhaftigkeit bei der älteren Generation; sie ahmt dafür den blassen Typus dessen, was heute gerade als „schneidig“ oder „chic“ gilt, um so ängstlicher nach. Und dort gewann sie originelles Leben, hier kommt sie darum.

Wir haben viel Kinder ihrer Zeit, aber wir haben wenig Herren dieser Zeit. Der Herrenmensch steht im Buch, der Herdenmensch lebt in Wirklichkeit.

Dieser Mangel — und niemand kann ihn ableugnen — hängt zum Teil auch mit dem Schwinden des religiösen Sinnes in manchen Kreisen zusammen. Die Religion stärkt das persönliche Leben, denn sie gießt Eisen in das Blut. Wer in innerer, dauernder Beziehung zu der höchsten Person, zu Gott, steht, der empfängt dadurch Stärkung seines persönlichen Lebens. Wer inwendig abhängig von der höchsten belebenden Autorität des allwaltenden Herrn ist, der wird ein eigenartiges Leben empfangen, das seine Originalität behauptet gegenüber dem Wechseln der Autoritäten des Tages, gegenüber den Schlagwörtern der Partei und der Farblosigkeit des „Üblichen“. Daher wird das Schwinden des religiösen Sinnes in der Regel auch eine Einbuße an Personalität und Originalität bedeuten.

Nun sahen wir aber, daß die Art des geselligen Lebens von der Kraft der in ihm sich erschließenden Persönlichkeiten bedingt war. Fehlt es an kräftiger Personalität im geselligen Leben, so wird es leicht schlaff und schal. Alle forcierten Mittel, die dann angewandt werden können, vermögen keinen Ersatz für diesen Ausfall zu bringen. Man kann durch solche Mittel die Geselligkeit vielleicht „amüsant“ machen, man kann auch einen rein sachlichen, „vornehmen“ Ton in sie hineinbringen, dadurch wird sie noch immer nicht interessant. Interessant ist das persönliche Leben und sind die Sachen, sofern sie durch das Medium originellen persönlichen Lebens an uns herantreten. Schafft starke, originelle Persönlichkeiten und gebt ihnen Raum, und ein gut Teil von der geselligen Frage wird gelöst sein!

Der zweite Mangel, an den wir denken, ist der Mangel einer ausgeprägten eigenartigen Häuslichkeit. Man lebt in den Häusern zusammen, aber kein besonderer Hausgeist kommt auf. Es kommen Gäste in das Haus, aber sie finden es hier „wie überall“. Ja, es gibt Häuser, die es sich zum Ruhm rechnen, alles Besondere und Eigentümliche abzustreifen, die in nichts „auffallen“ wollen. Es fehlt eben an dem besonderen Hausgeist, an dem eigenartigen Parfüm geistigen Lebens. Darum finden die Gäste nichts Sonderliches, nichts Anziehendes in einem solchen Hause. Die Wirte meinen ihnen entgegenzukommen, indem sie auf alle Besonderheit verzichten; aber sie erwecken vielleicht in ihren Gästen nur die Empfindung, an eine table d'hôte geraten zu sein, an der nur eben zum Schluß keine Rechnung präsentiert wird. Wo man sich darauf einrichtet, daß alle zu Hause sein sollen, da fühlt sich schließlich keiner zu Hause.

Wie der Mangel an Persönlichkeit nicht selten mit religiösen Defekten zusammenhängt, so der Mangel an Häuslichkeit mit dem Fehlen einer aus-

geprägten ſittlichen Richtung. Wo eine ſolche vorhanden iſt, da wird eine eigenartige Atmoſphäre in dem Hauſe herrſchen und der Gaſt ſich alsbald von ihr umfangen ſpüren. Und eben dies läßt ihn heimiſch werden. Es regt die eigene Beſonderheit an, daß man von fremder Beſonderheit umfangen wird. Wer weiß nicht, wie belebend und erfriſchend ſolch eine eigenartige Häuslichkeit — ſie iſt bei der älteren Generation noch häufig vorhanden — die Geſelligkeit anregt. Der herzliche Gruß zieht einen wirklich in ein anderes Leben hinein. Und dies andere Leben läßt uns froh bewußt werden des eigenen Lebens. Noch immer beſucht man ſolche Häuſer mit ihrem beſondern Hausgeiſt gern, und noch immer wird die Unterhaltung in ihnen angeregt ſein und uns Erholung und Erfriſchung bieten. Wird ein derartiges häusliches Weſen und Leben unter uns wieder geſtärkt, indem man es ſucht und den jungen Paaren als Ideal hinſtellt, dann wird auch die andere Seite der geſelligen Frage ſich leicht löſen.

6.

Das iſt es. Geſelligkeit ſoll nicht Arbeit, nicht Aufgabe, nicht Plage werden. Wird ſie das, ſo hat ſie keinen Wert und Zweck. Man ahme doch nicht törichterweiſe denen nach, die durch ihre exzeptionellen Lebensverhältniſſe zu einer ſolchen Geſelligkeit genötigt ſein mögen. Geſelligkeit ſoll Erholung ſein. Die Hausgenoſſen teilen ihre Erholung mit anderen Kreiſen. Sie ziehen ſie in ihr häusliches Leben hinein, indem ſie ihnen Teil geben an dem materiellen Unterhalt und der geiſtigen Unterhaltung, wie ſie in dieſem Hauſe eben möglich und üblich ſind. Alles Überladene an Toilette wie an Speiſe und Trank iſt ebenſo vom Übel, wie alle Extraveranſtaltungen zum „Amüſement“ der Gäſte, oder alle forcierte Geiſtreichigkeit und geſtelzte Liebenswürdigkeit. Auch hier wird Verſtand und rechter Sinn mit wenig Kunſt ſich ſelber vortragen. Wo die Harmonie einer gewiſſen Gleichheit der Stimmungen ſich dann verbindet mit friſcher, harmloſer Darſtellung der eigenen Perſönlichkeit und mit der fröhlichen Bereitwilligkeit, vom anderen perſönlichen Leben zu empfangen, wo das Haus wirklich Haus bleibt und ſeine Tore auftut, um die Gäſte in ſich einziehen zu laſſen — da wird es uns an einer fröhlichen und erhebenden Geſelligkeit nicht fehlen. Eine ſolche aber dient der Erholung und Erhebung, der Erquickung und Befriedigung, ſie dörrt nicht aus und macht die Herzen nicht müde, ſie fällt nicht auf die Nerven und wird nicht zur Laſt.

Für alt und jung iſt ſolch eine Geſelligkeit Segen und Nutzen, ſie iſt ein Quell friſchen und fröhlichen Lebens für unſere Eltern und Großeltern geworden. Möchte unſer Geſchlecht dieſen Quell wiederfinden, dazu gehört nicht viel. Der Quell ſprudelt noch in unſerer Mitte. Nur etwas Mut dem „Üblichen“ gegenüber, nur etwas Mut zur Eigenart, und wir werden die Auswüchſe der Geſelligkeit, über die man ſo oft klagen hört, ohne beſondere Schwierigkeiten überwinden. Möchten die höheren Stände und die leitenden Kreiſe — ſie können auf dieſem Gebiete mehr als anderwärts — mit gutem

Beiſpiel vorangehen, es wird ihnen, wie wir meinen, dann an Nachfolge nicht fehlen, und eine ſolche reformierte Geſelligkeit wird vielen die Freude am geſelligen Leben wieder zurückgeben. Sie wird — und deſſen bedarf es in einer Zeit, da die Arbeit drängt und mancher ſich „überarbeitet“ — die Geſelligkeit wieder in das verwandeln, was ſie ſein ſoll, nämlich Erholung und Freude.

Tages Arbeit, abends Gäſte,
Saure Wochen, frohe Feſte,
Sei dein künftig Zauberwort.

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe geſtattet.

# Erinnerungen eines alten Pädagogen.

Von Ernſt Frieſendorff (Freiburg i. Br.).

## I. Am Rigaer Stadtgymnaſium (1872—1880).

Gleich nachdem ich im Mai 1871 das Studium der altklaſſiſchen Philologie an der Univerſität Dorpat beendet hatte, wurde ich in meiner Vaterſtadt Riga Hilfsarbeiter bei der Redaktion der „Zeitung für Stadt und Land“. Dieſes kleine, aber für die baltiſchen Intereſſen wertvolle Morgenblatt wurde damals von dem hochbegabten und erfahreren Journaliſten Guſtav Keuchel zielbewußt und ſchneidig redigiert. Es war die Zeit, in der das Junglettentum mit kühn erhobenem Haupte eine lettiſche Hochſchule beanſpruchte und es im Oſten bereits zu wetterleuchten begann.

So hervorragend tüchtig Keuchel als Politiker und Redakteur war, ſo wenig eignete er ſich zur Anleitung ſeines wißbegierigen Gehilfen. Denn was ihn langweilte, das mied Keuchel in ſeiner Großzügigkeit. Daher war ich bloß auf ſein gutes Beiſpiel angewieſen und handhabte Schere und Feder mit mehr Unverfrorenheit als Sachkenntnis. Ich beſorgte das Ausland, verbrach Theaterkritiken, füllte das „Lokale“ mit Ereigniſſen des ſtädtiſchen Lebens und ſpielte oft wochenlang den Chefredakteur, wenn Keuchel wegen Krankheit ſich von Riga und deſſen Getriebe zurückzog.

Dieſer journaliſtiſche Dilettantismus übte anfangs einen prickelnden Reiz auf mich aus. Die Schnelligkeit der Tagesarbeit, die kaleidoſkopiſche Abwechſelung des Stoffes, die vielſeitigen Beziehungen, der Einblick in bisher ungekannte und ungeahnte Verhältniſſe, ja ſelbſt der ſtille, aber hartnäckige Kampf mit der damals pedantiſch ſtrengen Präventivzenſur, — alles dieſes lockte, intereſſierte, erregte mich: aber auf die Dauer konnte mich dieſe Tätigkeit nicht befriedigen. Ich erkannte immer mehr die Oberflächlichkeit meiner journaliſtiſchen Leiſtungen, fühlte beengend den Mangel einer genügenden

hiſtoriſchen und politiſchen Bildung und ſpürte allmählich auch die nervenaufreibende Wirkung der täglichen Hetzarbeit. Dieſe begann bereits morgens um 9 Uhr mit der erſten Poſt und endete meiſt ſpät in der Nacht, wenn ich die Kritik des am Abend geſehenen Schauſpiels verfaßt und die letzte Korrektur geleſen hatte.

Auch in materieller Hinſicht bot mir der Journaliſtenberuf wenig Chancen für eine geſicherte Zukunft. Ich hatte mich aber ſchon als Student verlobt und wollte meine Braut möglichſt bald heimführen. So ſchaute ich denn nach einem Lehramt aus. Anfang Juni 1872 erfuhr ich, daß vom ſtädtiſchen Realgymnaſium in Riga zum kommenden Semeſter ein „wiſſenſchaftlicher Lehrer“ geſucht werde. Dieſe beſcheidene Stellung hätte mir für den erſten Anfang genügt, zumal ſie mir den Vorteil bot, in meiner Vaterſtadt und im Kreiſe meiner Verwandten und Freunde bleiben zu können.

Aber durfte ein Philologe ſich erkühnen, die vielſeitige Lehrtätigkeit eines „wiſſenſchaftlichen“ Lehrers auszuüben? Ein ſolcher mußte nämlich geeignet ſein, in den unteren Klaſſen die verſchiedenſten Lehrgegenſtände zu unterrichten. Daher mußte er an der Univerſität Dorpat ein ſpezielles Examen für dieſes Amt abgelegt haben, entweder in der mathematiſch-naturwiſſenſchaftlichen oder in der hiſtoriſch-ſprachlichen Richtung. Für mich als Philologen kam nur dieſe letztere Seite in Betracht, und wenn mich auch mein Studium von dem Examen in den alten Sprachen befreite, ſo waren allgemeine Geſchichte, Geographie und deutſche Sprache gefährliche Klippen.

Doch wer nicht wagt, kommt nicht nach Rom. Ich ging alſo eines Nachmittags ins Realgymnaſium, um mich dem Direktor Wirkl. Staatsrat Dr. Eduard von Haffner vorzuſtellen und meine Bewerbung zuerſt bei ihm mündlich vorzubringen. Ich wollte der Fürſprache des Schulleiters ſicher ſein, bevor ich ein offizielles Geſuch beim Stadt-Schulkollegium einreichte.

Als ich an der Kanzleitür ſchellte, öffnete mir ein alter, unanſehnlicher Mann in ſchlichtem, grauem Hausrock und fragte, was ich wünſche. Ich glaubte einen Kanzleiſchreiber vor mir zu haben und antwortete ohne förmlichen Gruß und ohne mich vorzuſtellen in dem Tone, in dem man zu untergeordneten Perſonen zu reden pflegt: „Ich wünſche den Direktor zu ſprechen.“

„Seine Exzellenz, der Herr Stadt-Schuldirektor Wirklicher Staatsrat von Haffner ſteht vor Ihnen. Was wünſchen Sie?“ lautete die ſchneidend ſcharfe Antwort.

Tableau! In Dorpat hatte ich zwar viele Anekdoten über den „alten Rektor Haffner“ gehört, ihn ſelbſt aber vorher niemals von Angeſicht zu Angeſicht geſehen. Nun hatte ich mich auf die denkbar ungünſtigſte Art eingeführt. In leicht begreiflicher Befangenheit ſtellte ich mich als Bewerber um die vakante Lehrerſtelle vor.

„Haben Sie das Examen eines wiſſenſchaftlichen Lehrers abgelegt?“ fragte mich der Direktor in ſtrengem Ton.

„Nein, das leider noch nicht, aber ich bin Kandidat der altklassischen Philologie."

„So. Nun, ich kann Ihnen nur raten, erst das Examen eines wissenschaftlichen Lehrers zu machen und sich dann zu melden."

„Aber bis dahin würde die Vakanz doch besetzt sein, und ich käme zu spät", wagte ich einzuwenden.

„Sehr wahrscheinlich. Wir brauchen aber keinen Philologen, sondern einen wissenschaftlichen Lehrer."

„Gestatten mir Ew. Exzellenz die Frage, ob ich trotz dieses Hinweises es noch wagen dürfte, mich beim Stadt-Schulkollegium um die Stelle zu bewerben, natürlich unter der Verpflichtung, das Examen eines wissenschaftlichen Lehrers etwa nach einem halben Jahre abzulegen?"

„Ich kann Sie nicht hindern, ein Gesuch einzureichen, aber auf meine Stimme dürfen Sie bei der Wahl nicht hoffen. Adieu," antwortete der Direktor von Haffner ärgerlich.

Niedergeschlagen und sehr unzufrieden mit meinem Mangel an Menschenkenntnis und an Gewandtheit ging ich zurück auf die Redaktion, wo ich Gustav Keuchel meinen Mißerfolg wortgetreu erzählte. Statt auch nur einen Funken Mitgefühl mit meiner Niederlage zu zeigen, brach Keuchel in ein schallendes, anhaltendes Lachen aus. „Famos! Ganz famos. Das hast du wirklich äußerst gewandt gemacht! Ich kann mir das Gesicht des alten Haffner vorstellen. Eine reizende Geschichte!"

Mir war ganz und gar nicht heiter zu Mut, aber Keuchel's urwüchsiger Humor vernichtete alle Unlustgefühle, so daß ich in sein Lachen einstimmte.

„Was meinst du, soll ich unter diesen Umständen überhaupt noch ein Gesuch beim Stadt-Schulkollegium einreichen?" fragte ich meinen erfahrenen Kollegen.

„Aber gewiß! Und zwar sogleich. Ich werde mit dem Bürgermeister Hollander sprechen, Du stellst dich ihm und den übrigen Gliedern des Stadt-Schulkollegiums vor, und ich wette, daß wir die Sache trotz der Empfindlichkeit des alten Haffner durchbringen."

Ich zweifelte natürlich an dem günstigen Erfolg, aber Keuchel behielt, wie immer, recht. Schon Ende Juni 1872 erhielt ich die offizielle Mitteilung, daß ich zum wissenschaftlichen Lehrer an den bei dem städtischen Realgymnasium provisorisch zu errichtenden Parallelklassen gewählt worden sei, und daß der Kurator das Dorpater Lehrbezirks um meine Bestätigung in solcher Stellung angegangen worden sei.

Damit begann im August 1872 meine pädagogische Laufbahn.

Gleich die ersten Schritte auf ihr waren schwierig und dornenvoll. Ein wissenschaftlicher Lehrer war damals im Betriebe der baltischen Schulen so eine Art „Mädchen für alles". Ich mußte außer Latein auch noch Deutsch, Geschichte und Geographie unterrichten. Auch Kalligraphie war mir zugedacht,

aber dieſem Fach fühlte ich mich ſo wenig gewachſen, daß ich es energiſch ablehnte. Freilich waren meine Kenntniſſe in der deutſchen Grammatik, der allgemeinen Geſchichte und Geographie bloß klägliche Rudimente, aber ich hatte doch früher einmal in dieſen Fächern Unterricht genoſſen und eine blaſſe Erinnerung an ihren Inhalt und Umfang bewahrt.

So mußte ich denn abends ſelbſt den Stoff erlernen, den ich anderen Tags meinen Schülern friſch verzapfte. Dieſe Vorbereitung auf die Lehrſtunden erforderte angeſtrengte Arbeit, beſonders im erſten Schuljahr. Dazu kam, daß ich mich in den wenigen Freiſtunden auf das leidige Examen eines wiſſenſchaftlichen Lehrers vorbereiten mußte.

Aber weit empfindlicher als die Lücken in meinen poſitiven Kenntniſſen empfand ich die gänzliche Unkenntnis der Methode des Unterrichtens. Den durch das Programm bezeichneten Lehrſtoff konnte ich nach Belieben aus geeigneten Büchern ſchöpfen, aber wie ich ihn formen, den Schülern beibringen und in ihren Köpfen befeſtigen ſollte, das blieb meinem eigenen Ermeſſen anheimgeſtellt.

Ein junger Lehrkandidat brachte damals von der Univerſität im beſten Falle einen genügenden Vorrat theoretiſcher Fachkenntniſſe mit ins Amt, aber es fehlte ihm jede Vorbildung für die Praxis des Lehrberufes. Auch ich hatte keine Ahnung von allgemeiner Unterrichtslehre und von der Methodik der einzelnen Lehrfächer. Für dieſe unerläßlichen pädagogiſchen Kenntniſſe fand ich weder in der Schulbibliothek die grundlegende Literatur, noch konnte ich mir bei meinen älteren und erfahreneren Kollegen Rat und Belehrung holen.

Zu jener Zeit unterrichtete bei uns ein jeder Lehrer ganz individuell nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen, ohne ſich um die in Deutſchland friſch und kräftig aufſprießende Pädagogik zu kümmern. Wer von der gütigen Mutter Natur ein ausreichendes Quantum Lehrtalent erhalten hatte, der fand ſich allmählich durch eigenes Probieren zurecht und machte ſeine Sache gut und mit den Jahren immer beſſer. Aber wie ſelten ſind ſolche Lehrer von Gottes Gnaden! Wem das natürliche Lehrtalent verſagt iſt, der ſchlägt ohne didaktiſche Zurechtweiſung meiſt eigentümliche Irrwege ein, auf denen er trotz aller Mühe das gewünſchte Ziel nicht erreicht. Gewiß wird niemand bloß durch didaktiſche Belehrung ohne die natürlichen Anlagen, die ich als Lehrtalent bezeichnete, in der Praxis etwas wirklich Tüchtiges leiſten. Aber auch der beſte Boden trägt ohne ſachkundige Bearbeitung nur ſpärliche Frucht. Je ſteriler aber der Boden iſt, deſto mehr bedarf er reichlicher Düngung und tiefer Beackerung.

Meine Unzufriedenheit mit dem eigenen Unterricht wuchs beſtändig. Ich ſah ein, daß das Unterrichten einer Klaſſe ein weſentlich anderes Ding ſei als der Privatunterricht eines einzelnen Schülers. Ich erkannte, daß ich in der Klaſſe weder geſchickt zu fragen, noch alle Schüler zu aufmerkſamer Mitarbeit anzuregen verſtand. Ich ſuchte vermeintliche methodiſche Fehler zu

vermeiden, tappte hierhin und dorthin, aber die Selbſtkritik zeigte mir ſtets wieder, daß ich mich auf einem Holzwege befinde.

So ging es nicht weiter, — das ſah ich klar ein und ſann auf Abhilfe. Ich ließ mir aus der Buchhandlung die neueſten Erſcheinungen der pädagogiſchen Literatur zur Anſicht ſchicken und ſtieß zum Glück auf W. Schrader: „Erziehung- und Unterrichtslehre“. Die kaufte ich und ſtudierte ſie eifrig, und dieſes treffliche Werk wurde der Grundſtein meiner ſpäteren pädagogiſchen Bildung.

Auch mit der Disziplin in den Lehrſtunden hatte ich im erſten Jahr meiner Amtstätigkeit meine liebe Not. Das Rigaſche Realgymnaſium beſtand damals noch aus nur fünf Klaſſen mit je dreiſemeſterlichem Kurſus. Da jedes Halbjahr neue Schüler aufgenommen und die Abſolventen des Klaſſenpenſums verſetzt wurden, ſo waren in jeder Klaſſe eigentlich drei den Kenntniſſen nach verſchiedene Abteilungen. Unbegabte oder träge Schüler durften bis zu drei Jahren auf derſelben Lehrſtufe bleiben. Daher gab es in jeder der unteren Klaſſen einen Stamm von Veteranen, denen das Klaſſenpenſum nichts Neues bot und die ſich daher für den Lehrgegenſtand nicht intereſſierten. Dieſe ſuchten nun die zwangsweiſe Langeweile nach Knabenart durch übermütige Streiche und allerlei ergötzlichen Unfug zu mildern. Hierin waren ſie von unerſchöpflicher Vielſeitigkeit und unermüdlichem Eifer. Mir aber haben ſie damals manche böſe Stunde bereitet.

Was haben die Veteranen und ihre Komplicen anfangs nicht alles in meinen Lehrſtunden angeſtellt! Ich will nur wenige Proben ihres Mutwillens erzählen, — geplagten Novizen im Lehrberuf zum Troſt und zur Freude darüber, daß ſie doch weit weniger zu erleiden haben als frühere Generationen.

Wiſſen Sie, meine verehrten Leſer, was ein Cri-Cri war? — Nein! — Nun, ich will Ihnen dieſes Marterinſtrument beſchreiben.

Kurz vor dem ſchmählichen Sturz des zweiten franzöſiſchen Kaiſers verwarf die allmächtige Herrſcherin Mode — die Krinoline. Als die Exkaiſerin Eugenie ihren Wohnſitz in Chiſlehurſt nahm, blieb in Frankreich noch ein großes Quantum unverwendbaren Krinolinſtahls zurück. Ein findiger Kopf entdeckte zufällig, daß ein kleines Stück dieſes dünnen Stahlbandes, zu einem Halbkreiſe gebogen, auf jeden Druck mit einem ſchrillen, knackenden Ton reagierte. Er kaufte allen vorhandenen Krinolinſtahl ſpottbillig auf, fabrizierte aus ihm ſolche niedliche Knackdinger, die er treffend Cri-Cri nannte, und beglückte mit ihnen die geſamte Jugend der alten und neuen Welt. Überall erſcholl der widerwärtige, durchdringende Ton des Cri-Cri, deſſen Erfinder mehrfacher Millionär geworden ſein ſoll.

Auch nach Riga kam 1872 das ſcheußliche Cri-Cri, drang in alle Schulen ein und in ſchrecklicher Anzahl auch in meine Klaſſen. Gegen das Cri-Cri half kein Mittel. Das zierliche Ding war ſo klein, daß es ſich leicht verbergen

ließ und daher ſchwer zu konfiszieren war. Vorſtellungen und Ermahnungen aber verblaßten gegenüber der kindiſchen Luſt an dem heilloſen Radau.

So mußte ich denn eine Zeitlang unter nervenerregender Cri-Cribegleitung unterrichten, bis die Inſtrumente allmählich zerbrachen oder verloren waren und die Führer meiner Veteranen auf einen effektvolleren Unfug verfielen.

Ein ſolcher verkörperte ſich in einer Art flacher Piſtons, die mit lautem Knall explodierten, wenn man auf ſie trat. Als das Rottenfeuer in einer Lehrſtunde gar zu lebhaft wurde und keine Ermahnung fruchtete, ſchickte ich in meiner unerfahrenen Hilfloſigkeit den Primus zum Direktor und ließ ihn bitten, ſich gefälligſt in meine Klaſſe zu bemühen. Gleich darauf erſchien Direktor von Haffner und hörte mit würdevollen Ernſt meine Beſchwerden an. Dann warf er ſich vor den Jungen in Poſitur, verwies ihnen ihre Unart und appellierte an ihr Ehrgefühl. Er ſei feſt überzeugt, daß ſie jetzt ihr kindliches Betragen bereuten, und daß jeder Schüler, der auf Anſtand und Ehre halte, nie wieder eine ſolche Störung veranlaſſen werde. Er kenne ja ſeine lieben Schüler und wiſſe, daß er ihnen vertrauen dürfe. Sprach's und trat in der Haltung eines Triumphators den Rückweg zwiſchen den beiden Bankreihen zur Tür an. Aber wohin Seine Exzellenz jetzt den Fuß ſetzte, erfolgte eine laute Detonation. Die hartherzigen Buben hatten während der rührſeligen Anſprache des Direktors den langen Weg bis zur Tür dicht mit den verflixten Piſtons beſtreut. Kaum aber hatte Direktor von Haffner das Zimmer verlaſſen, ſo brach ein ſchallendes Gelächter los. Die Situationskomik war aber auch ſo überwältigend, daß ich allen Ärger vergaß und einige Minuten angelegentlich aus dem Fenſter ſchauen mußte. — Den Herrn Direktor aber habe ich nie wieder zu Hilfe gerufen.

In ſeiner väterlichen Liebe für die ihm anvertrauten Schüler ging Direktor von Haffner oft ein wenig zu weit. Das mußte ich bald durch einen unangenehmen Vorfall perſönlich erfahren. – S., einer der älteſten Schüler der Quinta, das berüchtigte ſchwarze Schaf der Klaſſe, der Sohn eines reichen, angeſehenen Kaufmanns, trieb es eines Tages gar zu arg mit mutwilligen Störungen des Unterrichts. Ich befahl ihm endlich, mir ſein Aufgabenheft zu bringen, und ſchrieb in die dazu beſtimmte Rubrik eine tadelnde Bemerkung über ſein Betragen. S. ſtand unterdeſſen neben dem Katheder und verfolgte grinſend meine Eintragung. Als ich ihm das Heft mit dem Befehl zurückgab, mir morgen die Unterſchrift ſeines Vater und des Klaſſenordinarius vorzuweiſen, warf er das Heft vor dem Katheder klatſchend auf den Fußboden und ſchritt ruhig ſeinem Platze zu. Der heftige Zorn über dieſe Unverſchämtheit gab mir zum Glück dieſes Mal eine eiſige Ruhe: „S., ſagte ich langſam und feſt, heb ſogleich das Heft auf und verlaß mit ihm die Klaſſe.“ Und S., der wohl einen Wutausbruch erwartet hatte, gehorchte ohne Widerrede. Nach der beſtehenden Schulordnung mußte ein Schüler, wenn er aus der Klaſſe gewieſen worden war, ſich ſofort zum Direktor begeben. Als ich nach Schluß der Lehr-

ſtunde meinem Chef pflichtgemäß nähere Auskunft über den häßlichen Vorfall geben wollte, begegnete mir vor der Kanzlei der Delinquent S. mit ſtrahlendem Geſicht und machte mir eine tiefe, ſpöttiſche Verbeugung. Das ließ mich nichts Gutes vermuten. Der Direktor empfing mich denn auch höchſt ungnädig und hielt mir eine pädagogiſche Pauke: Ich hätte berückſichtigen müſſen, daß S. ein ebenſo reizbarer, wie ungezogener Knabe ſei; ich hätte daher als junger Lehrer, der die Zügel der Disziplin noch nicht feſt in der Hand halte, jeden Konflikt mit dem leidenſchaftlichen S. vermeiden müſſen, denn es ſei pädagogiſch, jeden Schüler nach ſeiner Individualit zu behandeln, u. ſ. w. Übrigens hätte er, der Direktor, dem S. einen ſtrengen Verweis erteilt.

Ich hörte dieſe Standrede mit der dem Untergebenen gebührenden Achtung an und erwiderte kein Wort. Aber ich erwog mehrere Tage hindurch, ob es mir nicht leichter fallen würde, in einem Laden Kaffee oder Schirting zu verkaufen, als mich von frechen Buben ungeſtraft malträtieren zu laſſen. — Doch ſolche peſſimiſtiſche Stimmungen verblaßten allmählich durch die Wahrnehmung, daß auch einige meiner Kollegen viel durch den Übermut und die Disziplinloſigkeit ihrer Schüler zu leiden hatten. Und ſchließlich brachten auch dieſe kleinen Berufsplagen mir reichen Gewinn. Ich erkannte bald, daß die geiſtige Betätigung und das rege Intereſſe aller Schüler die allein ſicher wirkenden Mittel zur Beſeitigung von Störungen des Unterrichts ſeien. Wollte ich die Störenfriede in geſitteter Ordnung halten, ſo mußte mein Unterricht ſo friſch und anregend ſein, daß er auch die trägſten Schüler feſſelte. Bei der unerläßlichen Einübung und Wiederholung des Lehrſtoffes mußte die ganze Klaſſe in einem ſo lebhaften Tempo zur Teilnahme herangezogen werden, daß den Veteranen beim beſten Willen keine Zeit zu Allotria übrig blieb. Sobald ich dieſe pädagogiſche Binſenwahrheit erkannt und in die Praxis umgeſetzt hatte, fühlte ich mich als Sieger im Streit mit Mutwillen und Trägheit. Von da ab hat mir die Disziplin beim Unterrichten nie mehr etwas zu ſchaffen gemacht.

Daß der Direktor von Haffner, gegen deſſen Willen ich ins Amt gekommen war, mir in der erſten Zeit nicht beſonders viel Wohlwollen erwies, war natürlich und menſchlich. Es kam ſogar zu kleinen Konflikten zwiſchen uns, die aber den großen Vorteil hatten, daß ich den alten Herrn trotz ſeiner Eigenheiten und Pedanterie als edel denkenden Menſchen erkannte und immer höher ſchätzen lernte.

Ich muß bei der Erzählung dieſer Erlebniſſe etwas weiter ausholen.

Das neue Schulhaus des ſtädtiſchen Realgymnaſiums ließ in hygieniſcher und ſchultechniſcher Hinſicht ſehr viel zu wünſchen übrig. Nach alter Art war die Aula in die Mitte des Schulhauſes gelegt, die beſten Räume am Thronfolgerboulevard waren zu Amtswohnungen verwandt, die Klaſſenzimmer wurden durch eine Luftheizung erwärmt, die überhitzte, zu trockene Luft ausſtrömte. Papier und andere Gegenſtände, welche die Schüler zuweilen in die heißen

Luftſchachte warfen, zerfielen bald zu Staub, den die Warmluft mit den entſprechenden Düften in die Klaſſenzimmer trug. Die ſtaubige, trockene Luft atmeten Schüler und Lehrer während des Unterrichts im Winter ein. Die Korridore und das große Veſtibül aber waren ungeheizt und ſehr zugig. Die ſtarke Differenz zwiſchen den Temperaturen in den Unterrichtsräumen und den Korridoren war die Urſache häufiger Halskrankheiten, beſonderes bei den Lehrern. Ich habe wohl in jedem Jahr, ſolange ich am Stadtgymnaſium diente, an Anginen gelitten. — Ein Zimmer für die Lehrer war nicht vorhanden. Direktor von Haffner wünſchte, daß die Lehrer ſich während der Pauſen möglichſt viel in den Korridoren aufhielten, um die dort promenierenden Schüler zu beaufſichtigen. Deshalb hatte er beim Bau des Schulhauſes von einem Lehrerzimmer abgeraten. So mußten wir denn notgedrungen unſer Frühſtück im kalten Korridor mitten unter den Schülern verzehren, in den Mantel gehüllt, in der einen Hand die Mappe mit Büchern und Heften, in der anderen Hand das Butterbrot.

Dieſen Zuſtand empfand ich als peinlich und unwürdig. Raſch entſchloſſen, wie mein lebhaftes Temperament mich zu meinem Schaden oft handeln ließ, ging ich zum Direktor, ſtellte ihm in eindringlichen Worten dieſe Kalamität vor und bat um gütige Anweiſung eines geheizten Zimmers für uns Lehrer. — Da kam ich aber zu meinem Erſtaunen ſehr ſchlecht an. Direktor von Haffner geriet in eine mir unerklärliche Wut, überhäufte mich mit mir ganz unverſtändlichen Vorwürfen und ſchlug die Bitte ſchroff ab.

Verdutzt und erbittert ging ich von ihm. Nach einigen Tagen kam der Direktor am Schluß der Lehrſtunde auf mich zu, ergriff ſeiner Gewohnheit gemäß mein Handgelenk und zog mich abſeits in eine Fenſterniſche.

„Ich habe Ihnen neulich Unrecht getan", begann er, „und bitte Sie um Entſchuldigung. Ich bin Ihnen eine Erklärung wegen meiner Heftigkeit ſchuldig. Ich nahm nämlich an, daß Sie von Ihren Kollegen abgeſandt ſeien, und es ärgerte mich, daß man dieſen Weg gewählt hatte, um eine ſchon von mir entſchiedene Frage wieder aufzuwecken. So ergoß ſich die Schale meines Zornes über Sie. Jetzt weiß ich, daß meine Annahme falſch war, und es tut mir leid, Sie verletzt zu haben".

So ſprach der alte, verdiente Mann zu mir, der ich jünger war als ſein Sohn. Seit dieſer Stunde verehrte ich den „alten Haffner" und lernte in der Folge ſeine vielen guten Eigenſchaften und ſeinen reinen, vornehmen Charakter, der durch Büreaukratismus und Pedanterie leider oft verhüllt wurde, mehr und mehr erkennen. Wir haben noch manchen kleinen Strauß in den Konferenzen ausgefochten, aber wir wurden trotzdem gute Freunde und ſind es geblieben.

Wie weit übrigens der „alte Haffner" zuweilen in der Pedanterie ging, mag folgendes Beiſpiel bezeugen: Ich begegnete meinem Direktor eines Sonntags in der Nähe des Stadtgymnaſiums, grüßte höflich und ging meines

Weges. Am anderen Tage nahm mich Direktor von Haffner bei Seite und hielt mir eine ſeiner beliebten Standreden, weil ich geſtern auf der Straße — geraucht hatte. Man erzieht, ſo etwa führte er aus, am beſten durch das eigene Beiſpiel. Daher müſſen wir Lehrer der Jugend in allen Stücken Muſter und Vorbild ſein. Sehen nun die Schüler, daß ihre Lehrer auf der Straße rauchen, ſo könnten ſie das nachahmen. Daher ſollte ein Lehrer niemals öffentlich rauchen.

„Exzellenz“, platzte ich los, „dann ſollten Sie Ihren Lehrern auch zu heiraten verbieten“.

Der Direktor ſchwankte ob dieſer dreiſten Antwort einen Augenblick zwiſchen Ärger und Lachen. Dann wandte er ſich mit ſüßſaurem Lächeln ohne weitere Belehrung von mir ab.

Den Anforderungen des wiſſenſchaftlichen Lehrerexamens fühlte ich mich nach dem erſten Semeſter meiner jungen Lehrtätigkeit nicht gewachſen. Da mich aber niemand drängte, ſo vertagte ich dieſe riskante Formalität ſtillſchweigend auf eine beſſere Zukunft. Es verlautete nämlich, daß das Rigaſche Realgymnaſium zu einem ſiebenklaſſigen Stadtgymnaſium erweitert und durch Bifurkation der vier oberen Klaſſen in ein humaniſtiſches Gymnaſium und eine Realſchule umgeſtaltet werden würde. Natürlich ſpekulierte ich auf eine Oberlehrerſtelle und begann ſogleich mit der Vorbereitung auf das Oberlehrerexamen in den alten Sprachen.

Denn im Gegenſatz zum übrigen ruſſiſchen Reich genügte im Dorpatſchen Lehrbezirk der Grad eines Kandidaten damals noch nicht zum Unterricht in den oberen Klaſſen. Der Kandidat mußte noch ein ſpezielles Oberlehrerexamen ablegen, das ſich jedoch merkwürdiger Weiſe nicht auf pädagogiſche Disziplinen bezog, ſondern nur eine beſchränkte Wiederholung des Kandidatenexamens war. Didaktik, Methodik, Geſchichte der Pädagogik und Schulhygiene wurden nicht verlangt. Ein Aufſatz über ein pädagogiſches Thema und eine Probelektion erwieſen die Befähigung zum Unterricht in den oberen Klaſſen.

War dieſes Examen im allgemeinen auch nur eine Formalität, ſo bot es doch, wie jedes Examen, dem Kandidaten die peinliche Möglichkeit — durchzufallen. Und dieſe Möglichkeit wurde mir zur Wahrſcheinlichkeit, als ich mit Schrecken erkannte, wie viel von meinen philologiſchen Kenntniſſen während der Zeit der Journaliſtik und beim Unterricht anderer, nicht philologiſcher Lehrfächer verduftet war. Ich ſtürzte mich alſo mit Feuereifer auf die Klaſſiker und ſuchte die Lücken in Grammatik, Metrik und Literaturgeſchichte einigermaßen auszufüllen. Im Spätherbſt 1872 erbat ich mir vom Direktor eine Woche Urlaub und reiſte ſchweren Herzens in die alte liebe Muſenſtadt Dorpat. Dank der großen Nachſicht und Liebenswürdigkeit des Profeſſors Dr. Paucker beſtand ich das Oberlehrerexamen für Latein und Griechiſch.

Nach der übermäßigen geiſtigen Arbeit und der leicht erklärlichen Aufregung war ich müde und abgeſpannt, wollte aber möglichſt ſchnell heimkehren, um meine Kollegen von den unliebſamen Vikariaten zu befreien. In Dorpat wurde ich gebeten, einen nervös erkrankten jungen Landsmann unter meine Obhut zu nehmen und ſicher nach Riga zu lotſen. Das war eine höchſt läſtige Gefälligkeit, die ſich aber nicht ablehnen ließ. Mein Reiſegefährte befand ſich im Stadium der Exaltation und ſchwatzte ohne Interpunktion und ohne Pauſen. Wir hatten im kleinen Schlitten, eng neben einander ſitzend, bloß drei Stationen zurückgelegt, als mich das Kopfweh ſo arg plagte, daß ich mich niederlegen mußte und erſt am nächſten Morgen imſtande war, die ſchlimme Fahrt wieder aufzunehmen.

Als ich mich beim Direktor von Haffner zum Dienſt meldete, fragte er mich mit ſchonender Zartheit, wie weit nun die Angelegenheit mit dem beabſichtigten Oberlehrerexamen gediehen ſei.

„Ich habe die Oberlehrerprüfung für Latein abgelegt, Exzellenz. Und da ich nun ſchon einmal in Dorpat war, auch gleich für Griechiſch“, antworte ich möglichſt gelaſſen.

Da erhellten ſich die Züge des guten, alten Herrn. Er umarmte mich und küßte mich auf beide Wangen. Seine Freude über meinen Erfolg war geradezu rührend.

Dieſes wahrhaft väterliche Gefühl für mich jungen Lehrer hinderte den Bureaukraten in ihm aber durchaus nicht, durch pedantiſche Geſetzesklauberei meine definitive Anſtellung zu hintertreiben. Als dem Kurator Gervais mein Oberlehrerdiplom zur Unterſchrift vorgelegt wurde, erachtete er dieſes Examen für ausreichend und beſtätigte mich im Amte eines wiſſenſchaftlichen Lehrers am Rigaſchen Realgymnaſium. Das erfuhr ich auf privatem Wege und war natürlich froh, die letzten und ſchwerſten Examenſorgen für immer los zu ſein. Aber ich hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht! — Direktor von Haffner proteſtierte auf Grund der geſetzlichen Beſtimmungen energiſch gegen meine Beſtätigung, und der Kurator zog das mich beglückende offizielle Schreiben zurück.

Natürlich war ich über dieſen kleinlichen Formalismus meines Chefs wütend und beſchloß, die Ablegung des Examens eines wiſſenſchaftlichen Lehres ad calendas graecas zu vertagen. Ich war überzeugt, daß weder der Direktor noch der Kurator die heikle Examenfrage berühren würden und fühlte mich daher in meiner Stellung ſo ſicher, daß ich nach Schluß des Semeſters heiratete.

Aber auch bei dem rein privaten Schritt zum Altar verſtieß ich aus Unkenntnis gegen ein Geſetz und verletzte dadurch den Bureaukraten im alten Haffner. Ich hatte bei ihm, als meinem direkten Vorgeſetzten, nicht um die offizielle Erlaubnis zur Heirat nachgeſucht, was meine Pflicht als Beamter verlangte. Eine ironiſche Anſpielung des Direktors machte mich ſtutzig, ich

gelangte zur Erkenntnis meiner Unterlassungssünde und entschuldigte mich bei meinem Chef, so gut es ging, mit meiner gänzlichen Unerfahrenheit im Heiraten.

Übrigens störten solche kleine Konflikte niemals auf lange das gute Verhältnis mit dem in Formen erstarrten Direktor von Haffner. Er war nicht nachtragend und von unerschöpflicher Herzensgüte. Als die Reorganisation des Realgymnasiums im Rat der Stadt Riga beschlossen war, teilte der Direktor mir diese Tatsache mit, bot mir eine der beiden philologischen Oberlehrerstellen an und fragte, ob ich mich für Latein oder Griechisch entscheide. Ich dankte ihm herzlich für sein gütiges Vertrauen und bat, mich für den Unterricht der griechischen Sprache zu verwenden.

Bei der Wahl zwischen den alten Sprachen schwankte ich keinen Augenblick. Der reichere und tiefere Gedankeninhalt der griechischen Autoren und die vorbildliche Form ihrer poetischen Schöpfungen war mir maßgebend und außerdem noch ein rein subjektiver Grund — ich beherrschte die griechische Sprache weit weniger als die lateinische. Nun bot sich mir die Gelegenheit, zugleich mit meinen Schülern vom Alpha zu beginnen und gemächlich fortschreitend eine feste, tiefer begründete Beherrschung des reichen Stoffes zu erlangen. Das glaubte ich schon der großen Nachsicht des Professors Paucker, meines gütigen Examinators, schuldig zu sein. Diesen rein persönlichen Beweggrund verschloß ich natürlich still im Innern, aber er wurde mir ein starker Antrieb zu fleißigem Studium der griechischen Sprache und Literatur.

Schon Ende Juni 1873 erhielt ich vom Stadt-Schulkollegium die erfreuliche Mitteilung, daß ich zum Oberlehrer der griechischen Sprache gewählt worden sei. Das war der erste Schritt vorwärts auf meiner pädagogischen Laufbahn. So klein dieser Schritt an sich auch war, er brachte mir außer der materiellen Aufbesserung noch den größeren Vorteil einer mehr befriedigenden Lehrtätigkeit. Die Schülerzahl in den neu eröffneten Gymnasialklassen war anfangs nicht groß, ich glaube, sie lag zwischen 20 und 30. So hatte ich die Möglichkeit, ein festes Fundament zu legen, auf dem sich in den folgenden Lehrstufen sicher und leicht weiterbauen ließ. Aber ich hatte auch die Freude, bei jedem einzelnen Schüler das stetige Wachsen seiner griechischen Kenntnisse ab ovo bis zur Reife beobachten zu können Und meine Schüler haben mir durch Interesse und Fleiß sehr viel Freude bereitet.

Schwierigkeiten in der Disziplin existierten nicht mehr und die geringe Frequenz ermöglichte es mir, die Individualität jedes Schülers genau kennen zu lernen. Dadurch gestaltete sich das Verhältnis zwischen mir und den meisten meiner Schüler zu einem persönlich freundlichen und vertrauensvollen.

Was mir aber vor allem meine Tätigkeit in den neuen Gymnasialklassen lieb und wert machte, das war der gute Geist meiner Schüler. Dieser bekundete sich nicht bloß durch die tadellose äußere Führung, sondern hauptsächlich durch die anständige Gesinnung, gegründet auf Wahrhaftigkeit und

Ehrgefühl. Mir, dem ehemaligen Dorpater Korpsburſchen, war es eine wahre Herzensfreude, die Jungen zu einem offenen, mutigen und ſtreng honorigen Verhalten zu erziehen, nicht durch Sermone über Moral und Ehrenhaftigkeit, ſonder durch gelegentliche aktuelle Urteile. Lügen und Durchſtechereien waren unter den Schülern verpönt und galten für ſo erniedrigende Delikte, daß ſie der allgemeinen Verachtung anheimfielen.

Noch nach Jahren erhielt ich zufällig die Beſtätigung, daß meine Anſicht über den guten Klaſſengeiſt nicht optimiſtiſch geweſen war. Etwa 10 Jahre, nachdem ich Riga verlaſſen hatte, traf ich auf einer Reiſe ins Ausland mit einem früheren Schüler des Stadtgymnaſiums, Herrn von R., zuſammen. Wir plauderten von der alten, ſchönen Schulzeit und kamen auf die Geſchichte der Kameraden des Herrn von R. zu ſprechen.

„Zu Ihrem Cötus gehörte ja wohl auch R. Wiſſen Sie vielleicht, was aus ihm geworden iſt?“ fragte ich.

„Nicht viel. Er hat in Dorpat Medizin ſtudiert und ſoll an einem Hoſpital im Innern des Reiches angeſtellt ſein.“

„Hm, das tut mir leid“, antwortete ich. „Weshalb?“ „R. hatte mir feſt verſprochen, Landpfarrer zu werden. Kurz vor dem Abiturium kam er zu mir und bat mich flehentlich, ihm Nachſicht zu gewähren und ſeine Zulaſſung zum Schlußexamen auf der Konferenz zu befürworten. Er ſei in ſehr ſchlimmer materieller Lage, wolle Theologie als Stipendiat ſtudieren und dann als Paſtor auf dem Lande in einer kleinen Gemeinde wirken. Na, ſagte ich ihm, dazu werden Ihre Schulkenntniſſe ja wohl ausreichen, und ich werde das Mögliche tun. Und dabei hat der R. mich glatt herübergeführt. Sehen Sie, lieber R., das tut mir noch nachträglich wehe.“

Herr von R. lächelte: „Der R. war niemals zuverläſſig. Erinnern Sie ſich, Herr Direktor, daß er Sie einſt in der Prima bat, allein auf einer abſeits ſtehenden Bank ſitzen zu dürfen? Er ſagte Ihnen, er würde dort aufmerkſamer dem Unterricht folgen können. Der wahre Grund ſeiner freiwilligen Umplacierung war aber ein ganz anderer. Wir Mitſchüler hatten ihn bis zum Schluß des Semeſters in Acht und Bann getan“.

„Weshalb haben Sie den armen Kerl ſo ſtreng geſtraft?“ fragte ich.

„Weil er Sie angelogen hatte. Er überſetzte einmal den griechiſchen Text ſo glatt und gut, daß Sie ihn verwundert fragten, ob er dieſe außergewöhnliche Leiſtung wirklich ſelbſtändig, ohne eine gedruckte Überſetzung zuſtande gebracht hätte. Das verſicherte er, und Sie glaubten ihm. Nach der Stunde fanden wir aber den verbotenen Spicker in ſeinem Demoſthenes. Da wurde er wegen unhonorigen Verhaltens von uns einſtimmig geruckt“.

Die Verhängung ſolcher rigoroſer Beſtrafungen durch die Mitſchüler mag auf den erſten Blick vielleicht wenig kameradſchaftlich erſcheinen, ſicherlich aber iſt ſie von großem erzieheriſchen Wert. Wo das Ehrgefühl der Schüler nicht bloß die Wahrung gegen Beleidigung und Ungerechtigkeit

fordert, ſondern vor allem makelloſe Führung und ſittliches Handeln, da iſt man wohl berechtigt, den guten Klaſſengeiſt zu rühmen.

Mit ungetrübter Freude denke ich oft an die 13 Semeſter zurück, in denen es mir vergönnt war, am Rigaſchen Stadtgymnaſium Griechiſch zu lehren. Ich darf dieſe Zeit als die ſchönſte und befriedigendſte Periode meiner faſt 35-jährigen Lehrtätigkeit bezeichnen. Dankbar muß ich dabei der freundlichen Unterſtützung und manchen guten Rates meines lieben Kollegen und Landsmannes Gotthard Schweder gedenken, der im Juli 1872 zum Gehilfen des Direktors erwählt worden war. Sein Beſuch meines Unterrichts war mir ſtets willkommen, weil ich aus ſeiner ſachlichen, knappen Kritik immer etwas vorteilte. Dagegen brachte Direktor von Haffner mich und die Schüler durch ſeine gelegentlichen Kontrollfragen während der griechiſchen Lehrſtunden zuweilen in arge Verlegenheit. Der alte Herr beherrſchte die lateiniſche Sprache in einer Weiſe, die der jüngeren Generation imponieren mußte. Die griechiſche Grammatik war ihm aber im Kreislauf der Jahre recht nebelhaft geworden.

So verlangte er einmal in der Tertia von einem Schüler die Beſtimmung einer Verbalform des griechiſchen Textes. „Der zweite oder ſtarke Aoriſt Activi," lautete die prompte Antwort. Der Direktor ſchüttelte das Haupt und fragte den nächſten Schüler. Dieſelbe Antwort und erneutes Kopfſchütteln. Noch mehrere Mal dieſelbe Antwort. Des Direktors Miene verfinſtert ſich: „Kann denn in der Klaſſe kein einziger mir dieſe Form nennen?" fragt er ärgerlich. Da erhebt ſich der ſchwächſte meiner Griechen und ſagt mit freudigem Lächeln: „Es iſt das Imperfectum Activi, Exzellenz!"— „Sehr gut," lobt ihn der Direktor, mich aber trifft ein vernichtender Blick.

Als ich am anderen Tage in die Klaſſe kam, trat der Primus auf mich zu und fragte, ob ich ihm geſtatte, im Namen der Klaſſe eine Bitte vorzubringen. „Natürlich, lieber Schwarz, was haben Sie denn auf dem Herzen?" — „Wir bitten Sie, uns zu ſagen, was ἔφυγον für eine Form iſt."

Da hatte ich den Salat! Das war ja das Pſeudo-Imperfectum von geſtern. „Nun, Sie wiſſen ja ſelbſt, daß es der ſtarke Aoriſt iſt," antwortete ich. „Ja wohl, Herr Oberlehrer. Aber der Herr Direktor hat es doch geſtern für falſch erklärt."

Nun ſtak ich junger Lehrer ſchön in der Klemme zwiſchen Wiſſenſchaft und Autorität. „Der Herr Direktor hat ſich geſtern in dieſer Form geirrt," ſagte ich. „Dieſer Irrtum iſt aber leicht erklärlich. Denn vor einem halben Jahrhundert, als unſer Direktor das Gymnaſium beſuchte, wurde die griechiſche Grammatik ſehr oberflächlich behandelt. Dagegen wurde das Latein damals viel eingehender betrieben. Wenn Sie, meine lieben Schüler, im Alter unſeres würdigen Direktors die lateiniſche Sprache nur annähernd ſo gut beherrſchen, wie er, dürfen Sie ſich getroſt einmal in einer griechiſchen Form irren."

Als Direktor von Haffner ſpäterhin beim Überſetzen griechiſcher Texte

ſich augenfällige Entgleiſungen in Verbalformen leiſtete, machte das auf die Schüler nicht mehr den geringſten Eindruck.

Im Juni 1876 legte der alternde Direktor Eduard von Haffner — er ſtand bereits im 73. Lebensjahre — ſein Amt am Stadtgymnaſium nieder, und ſein Gehilfe Gotthard Schweder wurde ſein Nachfolger.

Schweder ſtand damals im rüſtigſten Mannesalter und beſaß eine bewundernswerte Arbeitskraft und Elaſtizität. Frei von Pedanterie und büreaukratiſchen Neigungen, zeigte er ſtets eine harmoniſche, heitere Stimmung, die aus einem unerſchöpflichen Schatz von Herzensgüte quoll. Ich kann ſein Weſen nicht treffender charakteriſieren, als mit dem Urteil, das über ihn in Riga umlief: Schweder iſt der liebenswürdigſte Mann der Stadt.

Lehrer und Schüler liebten und verehrten ihren neuen Direktor innig. Daher konnte er ein freundliches, ſanftes Regiment führen, ohne Schelten und Strafen. Der Einfluß dieſes neuen Kurſes wurde von allen ſehr wohltuend empfunden, und jeder erfüllte ſeine Pflicht mit erhöhter Freudigkeit.

Eines Nachmittags im Januar 1877 beſuchte mich unerwartet mein verehrter Chef Schweder zur üblichen Kaffeeſtunde. Als wir plaudernd bei einander ſaßen, fragte er mich, ob ich geneigt wäre, das Amt des Direktorgehilfen zu übernehmen. Ob ich geneigt war! Ich glaubte zu träumen und konnte dieſes überraſchende Anerbieten kaum faſſen. War ich doch erſt 30 Jahre alt, ſtand bloß $4^1/_2$ Jahr im Lehramt und hatte mich durch nichts beſonders hervorgetan.

Naturgemäß ſteigerte dieſe Beförderung mein Selbſtbewußtſein in nicht geringem Maße. Es mußte doch etwas beſonders Tüchtiges in mir ſtecken, ſonſt hätte mein Direktor mich nicht mit Übergehung der älteren Kollegen zu ſeinem Gehilfen erkoren. So dachte ich damals und fühlte mich dadurch beglückt und gehoben. Erſt 30 Jahre ſpäter erfuhr ich den mich demütigenden Zuſammenhang dieſer verfrühten Beförderung. Schweder hatte Aſtronomie ſtudiert und ſich als Lehrer ausſchließlich mathematiſchen und naturwiſſenſchaftlichen Fächern zugewandt. Als Bedingung ſeiner Beſtätigung zum Direktor eines klaſſiſchen Gymnaſiums mit einer Realabteilung verlangte der Kurator Gervais kategoriſch, daß zum Gehilfen des Direktor Schweder ein altklaſſiſcher Philologe gewählt würde. Der lateiniſche Oberlehrer war erſt drei Semeſter am Stadtgymnaſium und kam daher nicht in Betracht. So mußte das Schulkollegium, — der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe — mich wählen. Tertium non datur, — denn es gab damals am Rigaſchen Stadtgymnaſium nur zwei Philologen.

Dieſer Grund meiner Zwangswahl war meinen Kollegen offenbar ebenſowenig bekannt, wie mir ſelbſt. Nicht mit Unrecht fühlten ſich daher einige der älteren Herren durch meine Bevorzugung zurückgeſetzt und verletzt, und gelegentlich ließen ſie mich unſchuldiges Opfer ihren Unmut fühlen. Aber das frühere gute kollegiale Verhältnis war bald wieder hergeſtellt, wozu der Takt

des Direktors viel beitrug. Er vermied es gefliſſentlich, mir etwas amtlich zu übertragen, das mich mit meinen Kollegen hätte in Kolliſion bringen können. Am liebſten tat Schweder alles ſelbſt, ſo daß ich bald das Gefühl hatte, die Stellung des Direktorgehilfen ſei bloß eine Sinekure. Nur einer von meinen älteren Kollegen hat mir das Einrücken in das von ihm erhoffte Amt nicht verzeihen können und mir durch Schroffheit und Sarkasmen manche Stunde verbittert.

Am 27. Januar 1877 erhielt ich vom Stadtſchulkollegium die offizielle Mitteilung meiner Wahl zum Gehilfen des Stadtſchulendirektors und Direktors am Stadtgymnaſium. Das war der zweite Schritt vorwärts auf der pädagogiſchen Laufbahn und dieſes Mal war er ſchon bedeutend größer. Ich erhielt eine Amtswohnung im Schulhauſe, konnte den größten Teil meiner Privatſtunden aufgeben und fand dadurch Muße zur Betätigung meiner geiſtigen Intereſſen. Als Oberlehrer war ich auf Nebenverdienſt durch Privatunterricht angewieſen geweſen. Drei Jahre hindurch hatte ich täglich von 8 bis 4 Uhr unterrichtet und mich dann nach einer kurzen Sieſta auf die acht Lehrſtunden des nächſten Tages vorbereitet. Dazu kamen noch Korrekturen, Konferenzen und etwas kommunale Betätigung in der Bibliothek und an den Vortragsabenden des Gewerbevereins. Eine faſt übergroße Arbeitslaſt!

Nun aber konnte ich ein wenig aufatmen und mich mehr meinem Fachſtudium zuwenden. Ein vorzüglicher Kenner der griechiſchen Sprache, Oberlehrer Eduard Kurtz am Gouvernementsgymnaſium, würdigte mich der Mitarbeiterſchaft an einer griechiſchen Schulgrammatik, die in den meiſten deutſchen Gymnaſien Rußlands eingeführt wurde, vier Auflagen erlebte, dann aber der Ruſſifizierung zum Opfer fiel.

Auch fand ich jetzt mehr Zeit, durch Lektüre meine allgemeine Bildung zu vervollſtändigen. Und wie es die Jugend immer gleich zur Betätigung drängt, hielt ich mehrere öffentliche Vorträge im Gewerbeverein und zu wohltätigen Zwecken. Das brachte mir den obligaten Dank und zuweilen auch ein wenig Anerkennung, einmal jedoch eine ſchlimme Widerwärtigkeit.

Ich hatte im Saale der Schwarzen Häupter vor einem großen Publikum über das Thema „der Aberglaube im Licht der Kulturgeſchichte“ geſprochen. Die überwiegende Mehrzahl meiner Zuhörer beſtand natürlich aus Damen, und von dieſen müſſen einige meiner Ausführungen völlig mißverſtanden worden ſein. Denn in den nächſten Tagen erhoben ſich in der guten Stadt Riga immer lautere Stimmen, die mich im geheimen des öffentlichen Religionsfrevels beſchuldigten und das Anathema über mich verhängen wollten. Mein lieber Freund und Gönner Oberlehrer Hugo Lieven machte mir ernſte Vorhaltungen: ſolche leicht mißverſtändliche Reden könnten meine Stellung im Amt und in der Geſellſchaft ſchädigen und mich für die Leitung einer Schule unmöglich machen. Kurz — die Sache wurde allmählich immer brenzlicher und kam ſogar im Stadt-Schulkollegium zur Sprache. Ein hervorragendes Glied

dieſer Behörde, Oberpaſtor Johannes Lütkens, übernahm es, die heikle Angelegenheit zu prüfen und über ſie zu referieren. Glücklicherweiſe hatte ich ein wortgetreues Konzept meines ketzeriſchen Vortrages. Als der kluge, fein gebildete Oberpaſtor Lütkens das Manuſkript geleſen hatte, ſagte er mir: „Dieſen Vortrag hätte auch ein Paſtor unbedenklich halten können. Man ſieht zwar, daß Sie nicht an die Exiſtenz eines perſönlichen Teufels und ſein Wirken unter den Menſchen glauben, aber das darf man Ihnen nicht zum Vorwurf machen, das glauben auch manche unſerer Theologen heute nicht mehr.“ — Dieſes aufgeklärte Urteil wurde im Publikum bekannt und war meine restitutio in integrum. Die bigotte Entrüſtung verſtummte allmählich. Aber die leidige Angelegenheit war nicht tot. Noch nach Jahresfriſt trat ſie hemmend wieder in die Erſcheinuug.

Mit Oberlehrer Hugo Lieven pflegte ich einen freundſchaftlichen Verkehr und einen regen Gedankenaustauſch über pädagogiſche Fragen. Da ich dabei der Empfangende war, er aus dem reichen Born ſeiner Erfahrung ſchöpfte und beſonders durch geiſtvolle Zergliederung und Löſung der Probleme mir viel Anregung und Belehrung bot, ſo waren mir die Plauderſtunden mit ihm von großem Wert. Wir waren beide der Anſicht, daß ſich unſere baltiſche Lehrerſchaft, trotz ihrer individuellen Tüchtigkeit, im allgemeinen nur wenig für wiſſenſchaftliche Pädagogik intereſſiere und daher auch in der Praxis die Hinweiſe der Methodik nicht gebührend berückſichtige. Wir beſchloſſen daher, die Kollegen am altehrwürdigen Gouvernementsgymnaſium und die am jugendlichen Stadtgymnaſium zu gemeinſamem Gedankenaustauſch über pädagogiſche Themata zu vereinigen. Wir verfaßten einen ſchwungvollen Aufruf an unſere Kollegen und es gelang uns wirklich, einen „Pädagogiſchen Abend“ zu gründen, der einmal monatlich im Lokal der Euphonie, des damaligen Literatenklubs, tagte und in zwangloſer Weiſe Vorträge und Referate mit nachfolgender Debatte bieten ſollte.

Die ſcharf ausgeprägte Perſönlichkeit eines alten Lehrers zeigt bekanntlich wenig Neigung zur Selbſtkritik nach neuen Maßſtäben oder zum Erproben neuer Wege. Die meiſten unſerer älteren Kollegen waren ultrakonſervativ in ihren pädagogiſchen Anſichten, und wir jüngeren Lehrer mochten ihnen wohl wie eine Art freiſinniger Volkspartei erſchienen ſein. Es kam nur ſelten zu einer Verſtändigung und faſt nie zu einer harmoniſchen Übereinſtimmung aller. Der „Pädagogiſche Abend“ ſchlief aus Mangel an Beteiligung bald ein, ohne greifbare Reſultate gezeitigt zu haben. Unſer behagliches baltiſches Sonderleben war damals noch nicht durch ernſte Kataſtrophen aus ſeiner gewohnten Gemütlichkeit, in die ſich oft ein gut Teil rückſtändiger Selbſtzufriedenheit miſchte, aufgerüttelt worden.

In meiner Eigenſchaft als Gehilfe des Stadt-Schulendirektors habe ich Direktor Schweder nur ein einziges Mal bei der Inſpektion einiger ſtädtiſcher Elementarſchulen vertreten müſſen. Dieſer rein formelle, an ſich unweſentliche Akt brachte mir eine neue wichtige Erkenntnis. — Mit möglichſter Würde

hörte ich den Unterricht in den Elementarſtufen an, machte dabei ein verſtändnisvolles Geſicht und lobte am Schluß die ſicheren Kenntniſſe und die ſtramme Disziplin. Aber zugleich erkannte ich klar, daß ich von der Methodik des Elementarunterrichts nichts, rein gar nichts wiſſe, und ferner, daß jeder Oberlehrer von der geſchickten Führung des Klaſſenunterrichts auf dieſen Elementarſtufen viel, ſehr viel für ſeinen höheren Unterricht profitieren könnte.

Der hohe Wert der allgemeinen Unterrichtslehre war mir zum erſten Male überzeugend deutlich ad oculos demonſtriert worden. In ihr hatte ich die unerläßliche Grundlage jeden guten Klaſſenunterrichts und jeder ſpeziellen Methodik erkannt. Ich mußte mir eingeſtehen, daß ich trotz meiner Univerſitätsbildung nicht imſtande wäre, in irgend einem Fach ſo ſicher und gewandt zu unterrichten, wie unſere vorzüglichen Elementarlehrer, die ihre pädagogiſche Ausbildung den damals auf der Höhe ſtehenden baltiſchen Lehrerſeminaren verdankten.

Eine Reviſion des altklaſſiſchen Unterrichts in den Oſtſeeprovinzen durch den Profeſſor der Univerſität Dorpat, Dr. W. Hörſchelmann, hatte für mich die angenehme Folge, daß der neue Kurator Sſaburow auf mich aufmerkſam gemacht wurde. Im Juni 1878 deſignierte mich der Kurator zum Direktor des Gymnaſiums in Goldingen. Die Verhandlungen mit dem Goldingenſchen Schulkollegium ließen mir die Annahme dieſes Amtes nicht verlockend erſcheinen. Die materiellen Bedingungen waren ſo ungünſtig, daß ſie für mich eine bedeutende Verſchlechterung geweſen wären. Das Schulkollegium zeigte nicht das geringſte Entgegenkommen und lehnte meine beſcheidenen Vorſchläge rund ab. Daraus erſah ich, daß man mich in Goldingen gar nicht als Direktor haben wollte. Später erfuhr ich denn auch, daß von paſtoraler Seite ernſte Bedenken gegen meine Wahl geäußert worden ſeien. Ein Mann, der nicht an den Teufel glaube, eigene ſich nicht zum Schulleiter. Mein Vortrag über den Aberglauben ſpukte offenbar noch arg in frommen Köpfen!

Vor allem ſchien es mir nicht klug, meine rüſtigſten Mannesjahre in einem kleinen, weltverlorenen Städtchen, wie es Goldingen damals war, zu verbringen. Ohne die mannigfachen Anregungen der großen Stadt, ohne Anſchluß an den raumbezwingenden Schienenſtrang, fürchtete ich in der Kleinſtadt zu verſimpeln oder mich kreuzunglücklich zu fühlen. So lehnte ich denn den Antrag des Goldingenſchen Schulkollegiums höflich ab.

Als ich dem Kurator Sſaburow für ſein Wohlwollen dankte und ihm zugleich meinen endgültigen Beſchluß mitteilte war, er anfangs recht ungehalten: „Was wollen Sie denn? Sie ſind wenig über 30 Jahr alt und erſt 6 Jahre im Amt. Ich biete Ihnen ein Direktorat an, und Sie lehnen es einfach ab,“ ſagte er unwillig. Nachdem ich ihm aber meine Bedenken dargelegt und darauf hingewieſen hatte, daß man in Goldingen wohl lieber einen älteren Kurländer als Direktor ſehen würde, ſtimmte mir der Kurator bei, und wir trennten uns im beſten Einvernehmen. Sſaburow hat mir meine Ablehnung

auch nicht nachgetragen, ſondern mich bald nachher zu einem weit größeren Poſten empfohlen.

Der Unterricht im Rigaſchen Stadtgymnaſium wurde, wie in allen Schulen der drei Oſtſeeprovinzen, in deutſcher Sprache erteilt. Wer aber ein offenes Auge für die Zeichen der Zeit hatte, befürchtete bereits gegen Ende der ſiebziger Jahre, daß es nicht mehr lange ſo bleiben würde. Von der Regierung wurden neue Knaben- und Mädchenſchulen mit ruſſiſcher Unterrichtsſprache und rein ruſſiſcher Leitung eröffnet, um den Bedürfniſſen der ruſſiſchen Jugend zu entſprechen. Zirkulare der Lehrbezirksverwaltung verſchärften in den deutſchen Mittelſchulen die Forderungen im Ruſſiſchen, ſowohl beim Schlußexamen, als auch bei der Verſetzung in die höheren Klaſſen.

Auf meinen liebenswürdigen und ſeelenguten ruſſiſchen Kollegen H. wirkten ſolche rigoroſe Vorſchriften oft in draſtiſcher Weiſe. Währen der zu milde und nachſichtig während des Unterrichts war, überkam ihn kurz vor der Verſetzung ſeiner Schüler plötzlich das peinigende Bewußtſein ſeiner großen Verantwortlichkeit und er ſtellte ſämtlichen Schülern ungenügende Zenſuren im Ruſſiſchen. Das war an ſich nicht ungerecht, denn Oberlehrer H. wußte, daß eigentlich kein einziger Schüler den ſtrengen Anforderungen des Programms voll genügte. Daher proteſtierte er auf der Konferenz ſogleich gegen die Verſetzung des beſten Schülers der Klaſſe. Hier zeigte nun Direktor Schweder eine glänzende diplomatiſche Gewandtheit. Er bedauere, daß ein ſonſt ſo tüchtiger Schüler bloß wegen ſeiner mangelhaften Kenntniſſe im Ruſſiſchen nicht verſetzt werden könne, müſſe ſich aber dem Urteil des Fachlehrers und den Vorſchriften des Kurators fügen. — Alſo zum zweitbeſten Schüler der Klaſſe. Auch hier legte Oberlehrer H. ſein entſcheidendes Veto ein. — Dann alſo zum dritten Schüler. — Unmöglich! Der iſt im Ruſſiſchen noch ſchwächer als die beiden erſten. — So wurde die ganze Reihe der Schüler ſchnell durchgegangen, und kein einziger im Ruſſiſchen für genügend erachtet. — „Da iſt nichts zu machen,“ ſagte der Direktor in ſeiner ruhigen, freundlichen Weiſe zum Protokollführer, „ſchreiben Sie: wegen ungenügender Fortſchritte im Ruſſiſchen konnte kein einziger Schüler der Sekunda in die Prima verſetzt werden.“ Das aber ging dem guten Kollegen H. doch gar zu ſehr gegen den Strich. Er lenkte ein, erhöhte die Kenntnisnummern und hielt ſchließlich keinen einzigen Schüler wegen ungenügender Kenntniſſe im Ruſſiſchen zurück. — Dieſe Verſetzungskomödie hat mich oft ſehr ergötzt.

In vielen deutſchen Kreiſen der Oſtſeeprovinzen herrſchte damals die Anſicht, je weniger die Schüler von der Reichsſprache verſtänden, deſto ſicherer wären die Schulen vor ihrer Ruſſifizierung. Auch der Präſes des Rigaſchen Stadtſchulkollegiums, der Wortführende Bürgermeiſter Ed. Hollander, war von der Richtigkeit dieſer Schulpolitik feſt überzeugt. Ich hatte das Glück, mit dieſem feingebildeten, edlen Manne bekannt zu werden. Die drohende Ruſſifizierung unſerer baltiſchen Schulen wurde natürlich oft und eingehend

erörtert. Aber ich konnte den klugen, erfahrenen baltiſchen Patrioten nicht davon überzeugen, daß gerade gute Leiſtungen im Ruſſiſchen und genügende praktiſche Beherrſchung der Reichsſprache das einzige Mittel ſei, der Regierung jeden greifbaren Anlaß zu einer radikalen Ruſſifizierung der Grenzmarken zu nehmen. Vergeblich wies ich in den Debatten darauf hin, daß die ungünſtigen Berichte der Lehrbezirksverwaltung und gelegentlicher Revidenten ſtets ſtrengere Vorſchriften des Miniſters zur Folge hätten, daß die Nichtachtung ſolcher Vorſchriften die Regierung ſchließlich zu radikalen Maßnahmen veranlaſſen würde, daß in der Politik immer Macht vor Recht gehe. Solche und ähnliche Einwände blieben gänzlich wirkungslos. Man pochte auf die Privilegien und die kaiſertreue, loyale Geſinnung und wollte freiwillig nicht ein Haarbreit von dem guten Rechtsboden aufgeben. Gewiß ein konſequenter, ſelbſtbewußter Standpunkt, aber zugleich eine gefährliche, optimiſtiſche Doktrin.

Meine Anſichten über die uns möglichen Schutzmittel gegen die drohende Vernichtung unſerer deutſchen Schulen riefen nur Widerſpruch hervor und brachten mich in den Ruf eines ſchlechten baltiſchen Patrioten.

Wie eng und befangen der politiſche Geſichtskreis mancher unſerer hochgebildeten Literaten damals war, mag ein Beiſpiel illuſtrieren. Kurz vor der Einführung der neuen Stadtverwaltung in Riga wurde eines Abends in der Euphonie, dem Klub der deutſchen Intelligenz, lebhaft über das geeignetſte Vorgehen bei der Wahl der erſten Stadtverordneten diskutiert. Ich erlaubte mir die Anſicht zu äußern, daß es politiſch richtig wäre, gleich von Anfang an die Letten genügend zu berückſichtigen und ſie zum Wahlkomitee heranzuziehen. Da entgegnete mir ein allgemein geſchätzter Juriſt: „Du willſt uns wohl lieber heute als morgen ruſſiſch machen.“

Ein gütiges Geſchick hat mich davor bewahrt, die furchtbare Kataſtrophe in der baltiſchen Heimat unmittelbar zu erleben. Im Dezember 1879 erhielt ich vom Kirchenrat der Petrigemeinde in St. Petersburg die Anfrage, ob ich geneigt wäre, die Leitung der Petriſchule zu übernehmen, und Ende Februar 1880 verließ ich das liebe Stadtgymnaſium und meine Vaterſtadt Riga.

(Weitere Artikel folgen).

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe geſtattet.

# Von Rom.

Dr. Roland Walter (Goldingen).

Es iſt leicht, etwas Unbekanntes zu ſchildern, weil man dabei ſicher iſt, ſeine eigenen Anſchauungen, ſeine eigene Meinung mitzuteilen. Iſt aber der Gegenſtand, welcher Art er auch immer ſei, ſchon früher behandelt worden, ſo iſt es nur allzu ſchwer, zwiſchen ſeiner eigenen Meinung und der in dem Geleſenen vertretenen zu unterſcheiden, beſonders wenn man nicht aus der

unmittelbarſten Erinnerung ſchöpft, und man läuft Gefahr, Beſſeres verwertend oder verderbend, etwas auch andern ſchon Bekanntes vorzubringen.

Ich bin freilich literariſch ziemlich unverdorben nach Rom gekommen, habe auch als Maler die Dinge z. T. mit andern Augen angeſehen, als die Großen, die über Rom ſchrieben, und ſo hoffe ich nicht nur Entlehntes zu berichten, wenn ich verſuche, die Stadt zu ſchildern, deren Namen für jedes Menſchen Ohr einen ſo einzigen Klang hat; nicht nur für die Gebildeten, — ſagte mir doch ein ſächſiſcher Handwerker, der ſich, ohne Arbeit zu finden, durch Italien gebettelt und gehungert hatte, auf meine Frage, ob er nun gleich nach Hauſe wollte: „Ich werde doch nicht gehen, ehe ich das ewige Rom kennen gelernt habe!“

* * *

Nichts läßt einen ſo die Verſchiedenheit zweier Länder empfinden, wie ein ſchneller klimatiſcher Wechſel. Der Eindruck iſt ſo ſtark, daß es nur unſere eigene Erdenſchwere verhindert, das Wunder wirklich als ſolches zu empfinden.

Ende November fuhr ich bei Schneegeſtöber aus Zürich dem St. Gotthard zu. Schnee, Regen und Nebel waren ſo dicht, daß man von den beiden ſchönen Seen, an denen man entlang fährt, nichts ſah. Nur die nächſten Häuſer und Bäume flogen ſchattengleich an uns vorüber, alles weitere verſank in der weißen Maſſe. Im Reußtal wurde der Nebel noch dichter. Trotz der Enge des Tales ſah man doch nur einen Streifen der Seite, an der wir fuhren. Auf der andern Seite, oben und unten, gleich vom Geleiſe der Bahn an, war nichts zu ſehn, höchſtens daß Tannenwipfel von unten aus dem Nebel tauchten, auf ihm zu ſchwimmen ſchienen. Man hatte die Empfindung, als führe man nach antiker Vorſtellung am Rande der Erdſcheibe, — unter ſich das Nichts. . . Da plötzlich, wie wir höher ſteigen, lichtet es ſich über uns, nach ein paar Minuten erheben wir uns über den Nebel, und während ſich unten die dichten weißen Maſſen wie ein rieſiger Drache talabwärts wälzen, ragen nach oben die den Paß begrenzenden Gipfel in ſtrahlendſter Klarheit ſteil in die Bläue hinein, Geſteinszug lehnt ſich an Geſteinszug, und ſo ſtützen, bauen und drängen ſich Wände und Gipfel oft ſenkrecht ſteil in die Höhe. — Und eine ſtrahlende Bläue empfängt uns auch auf der andern Seite des Tunnels. Wenn auch die feuchten warmen Südwinde reichlichen Schnee auf dieſe Hänge geſchüttet haben, ſo rauſcht doch der Ticino laut von Schmelzwaſſer. Bei der ſchnellen Fahrt hinab ſchwindet der Schnee reißend aus der Talſohle und zieht ſich immer höher auf die Berge zurück. Dann, als ob die Jahreszeit ſich rückwärts bewegte, haben plötzlich die Eichen und Edelkaſtanien ihre braunen Herbſtblätter wieder, und nach zwei kurzen Stunden fahren wir beim milden Schein der ſinkenden Sonne den ſchönen Lago maggiore entlang: vereinzelte dunkle Cypreſſen ragen aus dem braunen Herbſtlaub und dichte, immergrüne Sträucher umgeben Villen und Ortſchaften. — In einer lauen Mondnacht geht es durch die Lombardiſche Ebene, über den Apennin und

dann ſteil hinunter nach Genua und ans Meer. Schon bald nach Mitternacht ſind wir an der Riviera. Und hier iſt das Wunder vollſtändig. Die Luft iſt noch milder geworden. Ölbäume, Bambus, Lorbeer und Palmen ragen ſtarr und dunkel in die Luft, und unten brandet das Meer, ſilbern im Mondſchein aufleuchtend, leiſe an die ſchwarzen Klippen. Über allem aber lagert ein ſchwerer, ſäuerlicher Blütenduft, der Duft des Miſpelbaumes.

Golf an Golf, Ort an Ort fliegt vorüber. Meiſt geht es durch Tunnel und man ahnt nur, daß man an einer der ſchönſten Küſten entlang fährt. Bei Spezia hört die Felsküſte auf, die Bahn biegt ins Land. Am Morgen laſſen wir das alte würdige Piſa hinter uns zurück. Dann nähern wir uns wieder dem Meer. Dies iſt aber nicht mehr die Riviera, an der ſeit hundert Jahren menſchliche Hände gearbeitet haben, um ſie zu einem Paradies umzuſchaffen. Öde, baumloſe Grasflächen dehnen ſich aus. Seit alters ſind die Bewohner dieſer Küſte, der Maremmen, vor den Überfällen der Piraten ins Innere geflohen. In der Ferne ſieht man ihre ſpärlichen Städtchen die Berggipfel krönen. Wie architektoniſch geordnete Felstrümmer ſehen ſie aus, nur ſelten iſt ein Haus freundlich getüncht. Auf der ganzen Strecke iſt kaum ein Menſch zu ſehen, ſelten auch ein paar weidende graue Rinder oder ein ſtruppiger Eſel. Kaum ein Weg durchſchneidet dieſen öden, oft mehrere Kilometer breiten Uferſtreifen. Mitten im Sumpf verbringt die Feſtung Orbetello ein ſcheußliches Daſein. Es iſt eine vollſtändige Verlaſſenheit und Öde, einſam wie die Steppen im Uſſurigebiet, aber viel troſtloſer.

So geht es Stunde um Stunde, — auch das Meer verliert ſich in der Ferne. Landeinwärts mehren ſich auf den jetzt flachen Hügeln die ländlichen Anweſen, alle aber ſind von der öden Schmuckloſigkeit unſerer Hoflagen. Sonſt bleibt alles öde wie bisher. — Unvermutet fährt man über einen Fluß, etwa ſo breit wie der Embach, deſſen gelbes Waſſer zwiſchen Weidengebüſch und hohem Schilf dahinfließt, und bald ſieht man links in der Ferne ein paar in ihrer Größe nicht zu taxierende Kirchenkuppeln . . . Sollte das Rom ſein?

Die Bahn biegt landeinwärts, und jetzt erſcheint nach einander eine Reihe Träger alter hehrer Namen in faſt unangenehm irdiſcher Leibhaftigkeit, inmitten eines nicht immer ſchönen Alltags, und man merkt, daß der Übergang von der Vorſtellung, beſonders eines hiſtoriſchen Gegenſtandes, zu der Anſchauung des konkreten Dinges ſich nicht immer ohne eine anfängliche Enttäuſchung vollzieht. Es iſt eben Wirklichkeit und nicht mehr Traum. Das wirkliche Erfaſſen der Schönheit und Ehrwürdigkeit verlangt Zeit und Einleben. — Dann durchqueren wir noch ein Stück Stadt, das alle Mängel einer modernen Großſtadt ohne ihre Vorzüge zeigt, und halten auf dem Bahnhof von Rom.

Und jetzt heißt es, von Rom ſich ein Bild machen.

Das iſt nicht leicht bei einer Stadt, der nicht, wie etwa bei Florenz die Renaiſſance, *eine* Zeit ihren Charakter aufgedrückt hat, ſondern die $2^1/_2$ Jahrtauſende an den Geſchicken der Erde Teil gehabt hat, zweimal an führen-

der Stelle. Eine Zeit hat die andere abgelöſt, hat wechſelnd das ihr zu eng gewordene Kleid zerſtört und die Zeugen alter Herrlichkeit verfallend zu Grunde gehen laſſen oder hat ſich wieder, ſie ihrem Zweck anpaſſend, in ihnen eingeniſtet.

Was iſt hier nicht gebaut und zerſtört worden! Aus der Zeit der Römiſchen Republik iſt faſt nichts nachgeblieben, — Großes freilich beſonders aus der ſpäteren Kaiſerzeit. Und doch wird mancher in Erwartung ſchimmernder Marmorbauten enttäuſcht ſein, wenn er faſt nur z. T. ungefüge Ziegelruinen findet. Später freilich wird er die warmbraunen Ziegelmaſſen, mit den grauen und goldgelben Flechten bewachſen, faſt den grauen Marmorſäulen vorziehen. Beſonders die römiſchen Mauern, die hoch und zinnengekrönt die Stadt in einem Umfang umgeben, der noch jetzt nicht ausgefüllt iſt, ſind einzig ſchön. — Das Mittelalter war eine böſe Zeit für Rom. Wechſelnde Fremdherrſchaft, fortwährende Fehden der römiſchen Adelsgeſchlechter, Peſt, Überſchwemmung, Krieg ließen es zur Größe einer Landſtadt hinabſinken, und außer ein paar finſtern Türmen erinnert wenig an dieſe Zeit. — Aus der Renaiſſance ſtammen wohl einige der herrlichſten Bauten Roms, doch treten die Zeugen auch dieſer Epoche zurück. Erſt unter dem mächtigen Aufblühen des Papſttums zur Zeit der Gegenreformation kam Rom ins Wachſen. Daher könnte man es eine Stadt des Barocks nennen. Und fürwahr, die gewaltigen Maße der Barockgebäude, das Wuchtige, Ausladende, auf ſtarke Wirkung Ausgehende dieſes Stils, ſind ein guter Ausdruck des päpſtlichen Rom. — An Maſſe freilich wird es von der Moderne übertroffen. Ganze Stadtteile waren vor einigen Jahrzehnten noch Weinland, oder waren alte Parks, die dann, wie z. B. die Villa Ludoviſi, der modernen Bauſpekulation zum Opfer gefallen ſind. Aber auch von den modernen Bauten liegt manches in Trümmern. Viele Häuſer blieben infolge von Krachs unbeendet und ſind jetzt Ruinen.

Aber durch all den Wechſel der Zeiten haben die Bewohner Roms den Platz behauptet, ſie haben ſich aus den Trümmern aller Zeiten ihre Häuſer errichtet. Im Theater des Marcellus baute ſich im Mittelalter das alte Geſchlecht der Orſini ſeine Feſte, und jetzt wohnen in den finſtern Bogengängen des alten Römerbaus allerlei kleine Leute, Krämer und Handwerker, wie die Uferſchwalben in ihren Löchern. — Und man erinnert ſich ganz gern der alten Zeiten und pflegt die Tradition. Die alten Fasti consulares d. h. die zeitgenöſſiſchen, in Marmor gegrabenen Aufzeichnungen der Namen und Amtsjahre der römiſchen Konſuln, werden in einem ſtädtiſchen Muſeum aufbewahrt, und man findet da Namen wie Julius Caeſar, die Scipionen, in langer Reihe Craſſus und viele andere. Dieſe Liſten werden noch eben fortgeführt. Die Stadträte, glaube ich, ſind die Konſuln, und ihre Gedächtnistafeln ſind viel prächtiger als die jener ehrwürdigen Alten .... Auf allem ſtädtiſchen Eigentum ſtehen die Buchſtaben: S. P. Q. R.-Senatus Populusque Romanus (Senat und Volk zu Rom), — die Formel, die ſchon zur Zeit der Republik Geſetzen und Befehlen Gültigkeit gab.

Mannigfach, wie hiſtoriſch betrachtet, iſt Rom auch ſeiner Bodenbeſchaffenheit nach. Es iſt ja die Stadt der ſieben Hügel. Der einzige ebene Teil iſt das Marsfeld. Alle Hügel freilich exiſtieren nicht mehr. Tief eingeſchnittene Straßen haben einige Hügel getrennt, der Staub und die Trümmer von Jahrtauſenden haben Täler verwiſcht und die weſtlichen Hügel ſind jetzt verödet. Sie ſind nicht hoch, doch gerade hoch genug, um einen Blick über die unten liegenden Häuſer zu gewähren, und ſie erzeugen durch ihr ewiges bergauf bergab eine endloſe Mannigfaltigkeit der Anſichten. Eng gedrängt klettern die hohen Häuſer die Hänge hinauf, eins über dem andern. Treppen und ſteile, enge Straßen führen zwiſchen ihnen hinauf. Oder es trennt eine hohe Mauer ſenkrecht Tal und Berg, über der alte Cypreſſen ſtehn und dunkle Sträucher und leuchtende Roſen hängen. Hinter ihnen verbirgt ſich ein alter Palazzo, oder er ſteht frei auf gewaltigen Unterbauten da und ſchaut auf den Platz, der tief unter ihm liegt, wie der herrliche Palazzo Barberini. — In den Tälern ziehen ſich — wenigſtens in den alten Stadtteilen — eng und winklig die Straßen hin, ſo daß die modernen Vehikel, die Trams, geradezu ſtecken zu bleiben ſcheinen, und bilden in unregelmäßigem Aufeinanderſtoßen unzählige, z. T. ſehr ſchöne Plätze und Plätzchen.

In den neuen Stadtteilen freilich finden ſich breite, gerade Straßen, — man möchte ſie Proſpekte nennen, — und auch in den alten ſind Straßen durchgebrochen oder verbreitert worden; mancher, auf enge Gaſſen hin eng gebaute alte Palazzo weiß ſich vor ſo einer breiten „Verkehrsader" in ſeinem ſchlichten dunkeln Habit nicht recht zu geben . . . . .

Die einzige Ebene iſt, wie geſagt, der Platz des alten Marsfeldes, vom Corſo durchſchnitten. Hier haben ſich an engen Straßen und Gäßchen in der Zeit der Renaiſſance und des frühen Barock die römiſchen Kaufherren und und Adligen und päpſtliche Nepoten ihre Paläſte gebaut. Wie anders ſind ſie, als die in den deutſchen Städten oder gar im deutſchen Lande! Wie rieſige Würfel ſtreben ſie mit ſchmuckloſen, grau oder braun getünchten Wänden empor, — ſeltener ſind ſie aus dem ſchönen Travertin, einem gelblichen Kalktuff. Das flache Dach ragt weit und ſchwer vor, geſtützt auf ein Geſims, das ſich meiſt über den Fenſtern wiederholt. Keine Einzelheit zerſtreut, kein koſtbares Material findet ſich. Aber das ſo entlaſtete Auge lernt mit Staunen, was architektoniſche Verhältniſſe ſind, daß bei allerdings oft mächtiger abſoluter Größe, nur durch die Art der Übereinanderfolge der Fenſterreihen, das Verhältnis von Höhe und Breite, das Gleichgewicht zwiſchen Strebendem und Laſtendem — aus einfachem totem Mauerwerk ein lebender Organismus von oft erhabenſter Wirkung werden kann. Fürwahr, dieſe römiſchen Paläſte ſuchen in ihrer faſt ſtarren Einheitlichkeit an Ernſt und Würde ihresgleichen!

Von den Hügeln aber ſchweift der Blick in die engen verlaſſenen Gaſſen über ruppige graue Ziegeldächer, zahlloſe Kirchenkuppeln, einzelne ſpitze Türme. Als dunkle Flecke begrenzen die Stadt die alten Parks auf dem Pincio, Jani-

culo und Celio. Es ſieht das Auge über große Strecken moderner Häuſer hinweg, es findet die alten römiſchen Ruinen, die teils eng verbaut ſind, meiſt aber im Zuſammenhang auf weiten öden Plätzen dal'egen, — und bleibt endlich auf dem herrlichen palatiniſchen Hügel, der landſchaftlichen Perle Roms, haften. — Außer alle dieſem ſchließen die alten Stadtmauern noch weite leere Strecken ein, ländliche Anweſen, umgeben von Artiſchocken- und Rübenfeldern, Weinland und kleinſtädtiſchen Häuſergruppen.

So finden wir hier in unendlicher Abwechslung moderne Großſtadt, alte Stadt, Trümmerfelder, Kleinſtadt und Land. Das macht Rom ſo einzigartig, daß man, um auch nur annähernde Parallelen dazu zu finden, wohl nach den alten Kulturſtätten Zentralaſiens ſich wenden müßte.

* * *

Ein Gang durch die Stadt ſoll uns wenigſtens einige Einzelheiten näher bringen.

Stehen wir, zum Bahnhof gewandt, auf der Piazza Termini, ſo ſehen wir rechts in die noch nicht 25 Jahre alte, prächtige Via Nazionale, die „Friedrichſtraße" Roms, links aber dehnen ſich, in ihrer Geſamtheit nicht erkennbar, die braunroten Ziegelreſte der Thermen, der Bäder des Kaiſers Diocletian. Man kann ſich kaum einen Begriff von ihrer Größe machen: Speicher beherbergen ſie, Muſeen, Inſtitute, — eine der größten Kirchen Roms, die Michel Angelo hineingebaut hat, zeigt die Mächtigkeit ihrer Bögen. Man kann ganze Straßen entlang gehen, — und noch immer ſind ſie da! Faſt alles aber iſt verbaut, nur einzelne ſchwere Mauerreſte ſondern ſich deutlich aus den neuen Häuſern ab, — das übrige verſchmilzt mit ihnen. — Mitten aber im Getriebe der Via Nazionale ſteht umgittert ein kleiner ehrwürdiger Mauerreſt, der beim Planieren der Straße ans Licht des Tages kam. Er ſoll noch der Stadtmauer aus alt-republikaniſchen Zeiten angehört haben, vielleicht jener, die Romulus und Remus bauten.

Nach Süden führt uns der Weg an der herrlichen St. Maria Maggiore vorbei den Viminalis hinunter, bis zu beiden Seiten die Abhänge beträchtlich in die Höhe ſteigen, dann gehen wir enge überbaute Treppen hinauf zur Kirche St. Pietro in Vincoli und genießen den erſten, wenn auch beſchränkten Ausblick. Steil ſenkt ſich vor uns der Abhang, eine einſame Palme bildet die Staffage, und ſteil ſteigt es wieder hinan, ein Haus dicht überm andern. Eines überragt die übrigen und ſeine eine Mauer bildet, tief ſich hinabſenkend, die eine Steilwand des Hügels, — das iſt das Kapitol, und das Haus, das die andern beherrſcht, iſt das Rathaus von Rom, das in ſeinen Mauern noch Reſte aus alten römiſchen Zeiten birgt. Vor ihm ſteht die ehemals vergoldete Reiterſtatue Marc Aurels. — Breite Stufen führen auf der andern Seite des Kapitols hinab; in ſichtbaren Käfigen werden hier 2 Wölfe und 2 Adler gehalten, eine Erinnerung an den Urſprung und die Macht von Rom. — Aber

auf einer dritten Seite ſind alle ehrwürdigen Häuſer abgeriſſen, und, vom blendenden Weiß zahlloſer dünner Säulen umgeben, erhebt ſich hier ein Monument König Victor Emanuels in vollſter Häßlichkeit moderner konventioneller Denkmalskunſt. Es kommt einem dabei der Gedanke, die Welt müßte Rom den Italienern abkaufen oder wenigſtens eine Vormundſchaftsbehörde einſetzen über ihr Schalten in und mit Rom, denn wahrlich, ſie hat gewiß ebenſo viele Eigentumsrechte an dieſer Stadt wie ihre jetzigen Beſitzer!

Die Kirche St. Pietro in Vincoli iſt weder groß noch ſchön, aber ſie beherbergt eine der herrlichſten menſchlichen Schöpfungen, den Moſes von Michelangelo. Er ſteht ſchlecht und iſt von Unſchönem umgeben, aber es geht von dem lebenden Marmor eine Macht aus, der man ſich nicht entziehen kann.

Kaum 10 Schritt von der Kirche ſind wir plötzlich auf dem Lande. Lange Mauern begrenzen den ſandigen Weg, der leicht geſchwungen ſich lang hinzieht. Es iſt der weite Raum, den die ſpärlichen Trümmer der Titus-Thermen bedecken. — Wohl 5 Minuten dauert es, bis der Weg wieder in eine belebte Straße ausmündet, die uns jetzt ſchon bis an die Mauern Roms führt, und zwar am Lateran, der rieſigen Pfarrkirche des Papſtes. Mächtig groß iſt die Kirche, eine bunte, ſinnverwirrende Pracht herrſcht im Inneren, das überladen mit Gold iſt, — aber ſchöner iſt der Blick über die Mauern weg, weit hin über die ruhige Campagna . . . .

Stärker als der Lateran reizt uns, was wir am Ende einer nach Weſten führenden Straße ſehen. Mächtige, über einander geſtellte Bogenreihen verſperren die Ausſicht. Geſpannt eilen wir hin und ſtehen vor dem impoſanteſten Reſt römiſcher Baukunſt, dem Coloſſeum, dem rieſigen Flaviſchen Amphitheater. Ein rundliches Oval, ſteht es mächtig wie ein ausgebrannter Krater da, rieſig groß und eine architektoniſche Einheit, aus ſchönem gelbgrauen Kalkſtein gebaut.

„Über Dach und Zinnen ragt empor
Himmelhoch ein rieſenſtarker Bau,
Der ein Volk empfängt durch manches Tor“ —

ſo ſchildert es Konrad Ferdinand Meyer.

„Der ein Volk empfängt durch jedes Tor“: jetzt, wo das Theater leer da ſteht, halb zerfallen, mit ſeinen immer breiter werdenden Sitzreihen, ſchier endlos in die Höhe ſtrebend, wirkt es gewaltig groß. Fünf Bogenreihen über einander bilden die äußere Mauer; düſtere Gänge, die alten Foyers, ziehen ſich ihr entlang, und unten liegen die engen Verließe für Tiere und Gefangene. Wie muß der Anblick, der Eindruck geweſen ſein, wenn ein zahlloſes Volk, — 87.000 Menſchen faſſen die Reihen, — den Bau füllte, Menſchen, die alle erfüllt waren von e i n e r Leidenſchaft, dem Trachten nach Aufregung, Spannung nnd Vergnügen! Wer die, alle moraliſchen Überzeugungen übern Haufen werfende Wirkung ſpaniſcher Stierkämpfe erfahren hat, der mag eine Ahnung bekommen von dem Eindruck einer ſolchen Volksmenge in dieſem Raum!

Von hier an reiht ſich, auf weiter wüſter Fläche gelagert, ein antiker Bau an den andern: der häßliche Triumphbogen des Conſtantin, der wie aus Papiermaché ausſieht, Reſte eines Venustempels und der reizende helle Titusbogen, der ſchon den Zugang zum Forum Romanum bildet, dem Zentrum des alten Rom.

Noch vor 20 Jahren lag das Forum wohl 2 Faden tief unterm Staub der Jahrhunderte begraben, aus dem maleriſch ein paar ſchlanke Säulen und die obere Hälfte eines Triumphbogens hervorragten. Alte Bäume ſtanden darauf. Auf der einen Seite ſtrebten die Subſtruktionen des Palatin in die Höhe, auf der andern der Abhang des Kapitol. Der ganze Platz war Viehmarkt, aber einer der ſchönſten auf der Welt .... Da bemächtigten ſich die Archäologen der Stelle: ſie gruben und legten Reihen von Säulenſtümpfen und zahlreiche Fundamente von Gebäuden frei, deren Namen Hiſtoriker und Philologen, aber auch überhaupt jeden Gebildeten mit Ehrfurcht erfüllen. Aber ſie vernichteten zugleich die alte Schönheit der Stelle. Nicht nur ein Geſchlecht hatte hier gebaut, und die durcheinander laufenden Straßen und Fundamente machen den Eindruck einer photographiſchen Platte, auf der 2 Bilder ſich abgezeichnet haben, ſich gegenſeitig zerſtörend und verwirrend. Der ganze, nicht große Platz iſt unſchön tief, und daß in jede Lücke mit liebevoller Sorgfalt Blumen gepflanzt ſind, macht die Sache kleinlich und bunt. Äſthetiſch enttäuſcht das Forum. Pietätlos haben denn auch die Maler dieſen ehrwürdigen Raum „das archäologiſche Loch“ genannt.

Deſto ſchöner iſt der, neben dem Forum ſteil anſtrebende Palatiniſche Hügel. Hier haben ſich die römiſchen Kaiſer ihre Paläſte gebaut, und einen ſchöneren Platz hätten ſie ſich nicht wählen können! Tief unter ihnen lag das Forum, auf dem ſich das Le en der Stadt konzentrierte, dicht nebenan ragte die ehrwürdigſte Stätte Roms, das Kapitol, empor. An ihm vorbei ſah man über das Marsfeld. Auf der anderen Seite ſchloß ſich das mächtige Oval des circus maximus an, deſſen Sitzreihen ſich an den Abhang des Palatin lehnten. Und nach Süden lag weit und frei die Campagna, und der Blick ſchweifte die via Appia entlang weit bis zu den lieblichen Albanerbergen, wo die Sommerſitze der vornehmen Römer lagen .....

Aber auch dem heutigen Reiſenden bietet ſich von hier aus der richtige Eindruck Roms. Denn die antiken Reſte hat man faſt alle noch vor ſich, auch die Renaiſſance- und die Barockſtadt breitet ſich vor einem aus, dahinter der St. Peter und der Vatikan, während man das neue Rom in einer ihm ſehr günſtigen perſpektiviſchen Verkürzung ſieht, — einen großen Teil verdeckt das Coloſſeum.

Und dann der Platz ſelbſt! Durch die engen Gänge rieſiger Ziegelſtein-Unterbauten, auf denen die Paläſte der Kaiſer ruhten, zieht der Weg hinauf, und oben dehnt ſich ein Raſenplatz über den ganzen Hügel. Tief in ihm liegen die Fundamente und ſpärlichen Trümmer der Paläſte, und alte ehr-

würdige Cypreſſen halten ihnen die Totenwacht. Dazwiſchen aber breitet ſich mächtig das kleinere, fröhlichere botaniſche Volk aus: blühende Oleanderbüſche, rankende Roſen, roter Mohn und gelber Fenchel, ſteife graue Agaven- und Akanthusſtauden und unzählige andere. Zahlloſe Eidechſen raſcheln zwiſchen den liegenden Säulenſtümpfen und verſchwinden in den offenen Kellern. Und dazu kommt noch der Blick über das Grasmeer der Campagna, wo keine Einzelheit zerſtreut, nur die weite wellige Fläche und hinten die ſanften Berge ſich ruhig und feſt dem Geiſt einprägen. Es iſt, wenn die Sonne warm ſcheint, ein herrliches Daſein auf dem Palatin, und der vom vielen Neuen und Bedeutenden gemarterte Geiſt ruht aus an der wunderbar zeitloſen Einheit, zu der die mächtige Natur hier Vergangenheit und Gegenwart verſchmolzen hat.

Aber auch an dieſen Ort macht ſich die Wiſſenſchaft. Es ſoll hier gegraben werden, und ein wunderbar ſtimmungsvolles altes Nonnenkloſter iſt als erſtes Opfer gefallen, weil man antike Fundamente unter ihm vermutete. Der Maler trauert, und ſchwer wird es ihm, dem Wiſſenſchaftler das Recht zuzugeſtehn, dieſe alten Reſte aus ihrer träumeriſchen Vergeſſenheit ans Licht des Tages zu ziehen — auf Koſten des ſchönſten Platzes von Rom.

(Schluß in der nächſten Nummer.)

❀ ❀ ❀

# Momentbilder aus einer deutſchen Kolonie Beſſarabiens.

Von Ada Dannenberg (Oeſel).

Von weit her ſind ſie gekommen, die Menſchen, die da unten im Tale eine neue Heimſtätte gründeten. Deutſchlands Muttererde konnte ſie nicht alle ernähren, manchen leitete auch wohl die Luſt nach Abenteuern aller Art, das Sehnen nach Neuem, Fremdem. So kamen ſie hierher. Aus allen Teilen Deutſchlands ſtrömten ſie zuſammen und gründeten an geeigneten Plätzen in der weiten Steppe ihre Anſiedlungen. Das ſind hundert Jahre her. Böſe Zungen behaupten, daß nur die ſchlechteſten Elemente herkamen, ſolche, die ſich in der Heimat nicht bewähren konnten. . . . . .

Fremd waren dem früheren Bewohner Norddeutſchlands die baumloſe Steppe, das heiße Klima des Sommers, der ſchwere, fruchtbare Boden, die taghellen Mondnächte; fremd den früheren Bauern Württembergs, Badens und Sachſens die unendliche Weite, in die ſich der Blick verliert, die tiefe Melancholie, die zum Träumen zwingt, und die einen jeden ergreift, der durch die Steppe wandert. Aber es war ein zähes, hartes Geſchlecht, das hierher kam. Die Fremdheit der Umgebung konnte dieſen Männern nichts von ihrer Energie nehmen: feſter ſchloſſen ſich die Lippen, trotziger funkelte der Blick —

wir wollen uns eine neue Heimat gründen, wir laſſen uns durch nichts umkriegen. Und ſchon ſucht ein jeder den Platz, auf dem er ſein Haus bauen will.

Und bald ſteht eine Reihe ſolch kleiner weißer Häuſer da. Um ein jedes liegt ein freier Raum, der für den Garten beſtimmt iſt. Und jetzt, nach hundert Jahren, iſt auch nicht eines der weißen Häuslein ohne den Schatten von weißen Akazien und Fliederbüſchen. Der Häuſer ſind mehr und mehr geworden, ſo daß ſie ſchon das ganze langgeſtreckte Tal einnehmen. Ja, einige mußten aus der Niederung hinauf und hängen winzig klein auf den ſanftanſteigenden Hügeln.

Das Dorf T. iſt eins der größeren. Gar freundlich liegt es da mit dem ſchmucken weißen Kirchlein in der Mitte. Die weißen Häuschen liegen ziemlich verſteckt unter dem üppigen Laub der Bäume. Oben, auf den Bergen, zu beiden Seiten des Dorfes, haben zwei kleine, mit vieler Mühe angelegte Wäldchen Platz gefunden. Die jungen Stämme recken ſich ſtolz in die Höhe, ſind ſie doch die einzigen, ſo weit das Auge reicht. Zwiſchen dieſen Wäldchen und dem Tale unten breiten ſich Weinberge über den Abhang aus. Obſtgärten mit Aprikoſen-, Kirſchen-, Walnuß- und Maulbeerbäumen ſtehen dazwiſchen. Emſig wird in den Weinbergen gearbeitet, alt und jung mußte Hand mit anlegen, denn es iſt die Zeit der Ernte. Und wenn der Ertrag auch nicht im entfernteſten an den früherer Jahre heranreicht, denn die Phylloxera hat auch hier gewütet, ſo ſoll doch nichts verabſäumt werden. Ich habe einmal geſehen, wie ein Vater mit ſeinen Söhnen einen ganzen Weinberg ausrodete, die Stöcke ausgrub und mit der Hand in der Erde wühlte, damit auch nicht eine Wurzel nachbliebe. Dann wurde alles zuſammengetragen und verbrannt. Alles geſchah ſtillſchweigend, ohne ein Wort der Klage, mit zuſammengepreßten Lippen.

Wehe dem Fremden, der in ſeiner Unwiſſenheit durch den Weinberg wandert und ſich gar niederbeugt, um die Reben näher zu betrachten. Wie aus der Erde gewachſen ſtehen Männer mit Knütteln um ihn her und überhäufen ihn mit Schimpfworten. Gut, wenn es ihm gelingt, ſich zu verſtändigen, ſonſt — — mehr als einer hat an ſeinem Körper fühlen müſſen, was es heißt, wenn deutſche Bauern zornig werden.

Aber dort hinter den Bergen verſchwindet eben die Sonne. Gleichzeitig läutet man den Abend ein. Weithin hallen die Töne über das ganze Tal, nicht ruhig und gemeſſen, wie in unſern Landen, ſondern eilig, ſich überſtürzend. Und man folgt dem Klange, läßt die Arbeit für den heutigen Tag ruhen und geht ins Tal hinunter, alle, Männer, Frauen, Kinder. Dort wird ein einfaches Mahl eingenommen, das meiſt aus allerlei Früchten beſteht, und dann begibt man ſich früh zur Ruhe.

Wir gehen durch die ſauberen Straßen. Sie ſind nicht gepflaſtert, haben aber ein paar gepflaſterte Übergänge. Ohne dieſe würde man wohl im Herbſt

und Frühling verſinken. Eine gerade Linie von Akazien zieht ſich zu Seiten des Fußſteiges hin. An jedem der weißen Steinzäune iſt eine Bank. Kinder ſpielen in der Sonne, während die Alten auf der Bank ſitzen oder vor der Pforte ſtehen. Wir fragen einen alten Mann, der uns unter ſeinen buſchigen weißen Brauen hervor freundlich anſieht, wo wir Weintrauben kaufen können. Er weiſt uns zurecht, ja gibt den jüngſten Enkel mit, damit der uns führe. Es iſt ein kleines Bürſchen von vier Jahren, deſſen waſſerblaue Augen uns nur ſcheu ſtreifen. Seine etwas derangierte Toilette geniert uns ein wenig, aber wir ſind ſchon da, denn der Schlingel ſagt: „Da wohnt he — —“ Sagt's und verſchwindet, ehe wir uns bedanken können. Über einen ſauberen Hof müſſen wir, ehe wir durch das kleine Gartenpförtchen treten. Betäubender Blumenduft ſtrömt uns entgegen. Verwundert ſchauen wir uns an. Vor uns, um uns, ein Gewirr von Weinranken; überall Blumenbeete, kleine ſaubere Wege! Alles wächſt und blüht, ſo wie es die Natur einer jeden Pflanze mag — dabei iſt aber doch überall die ordnende Hand zu fühlen. Und wie die einzig hier hereinpaſſende Geſtalt tritt ein Alter mit der Pfeife im Munde uns entgegen. Langſam ſteigt er die Stufen herunter zu uns. Sein Geſicht iſt bartlos, von Furchen durchſchnitten; ſeine hellen Augen blicken ſtahlhart und ſehen uns mißtrauiſch an.

„Was wollt Ihr?“

Wir ſagen es ihm. Dann führt er uns in eine Scheune, in der Körbe mit Weintrauben ſtehen. Langſam und bedächtig wiegt er ſie uns zu, läßt nicht eine Weintraube über das Gewicht. Als wir ihm das Geld geben, dauert's eine gute Weile, bis er es nachgezählt hat. Dann gehen wir. Aber an der Tür ruft er uns zurück.

„Von wannen ſeid Ihr denn? Wie kommt Ihr mir ſo fremd vor, ſo hell — —?“

Wir ſagen ihm auch das und loben noch ſeinen wundervollen altväteriſchen Garten. Dann gehen wir mit unſern rieſengroßen Düten durch die Dorfſtraße und klimmen den Berg hinauf.

Wundervoll iſt's da oben: die lautloſe Stille der Steppe, das kleine weltvergeſſene Dorf unten. Aber heute ſieht man es kaum, denn eine dicke Staubwolke liegt über dem Dorfe. Morgen iſt Markttag, und ſchon heute ſind viele Menſchen auf ihren bunten, von kleinen aber kräftigen Pferdchen gezogenen Wagen eingefahren. Uns graut es, in dieſe Staubatmoſphäre aus der köſtlichen Friſche hinabzuſteigen — aber wir müſſen uns beeilen, denn ſchon gleiten lange Schatten durch die Steppe, ſchon blinken unten Lichter auf. Nur undeutlich, kaum erkennbar ſind ſie, aber doch beſchleunigen wir unſere Schritte. Unten bemühen wir uns, nicht zu viel von der ſtaubgetränkten Luft einzuatmen. Aber das hilft ja nichts — ätzend ſteigt der Staub uns in die Augen, bedeckt unſer Geſicht, unſere Hände und Kleider mit einer dicken Schicht. Nun verſtehe ich auch, warum hier ſo viele den Trachom haben.

Bei der herrſchenden Unſauberkeit und Antipathie gegen ärztliche Behandlung iſt das ja kein Wunder.

Welch ein Leben entwickelt ſich am anderen Morgen in dem ſonſt ſo ſtillen Dorfe! Alle vierzehn Tage iſt großer Markt. Von weit und breit kommen Bulgaren und Rumänen, Zigeuner und Juden mit ihren Waren auf den Markt. Meiſt werden ja Tiere verkauft, dann aber auch Gemüſe und Obſt, ſeltener Butter und Eier. Ein wildes Durcheinander von Stimmen, in die Augen fallenden farbenprächtigen Nationaltrachten. Manche Phyſiognomie fällt durch klaſſiſche Schönheit auf, manche ſcheint wie vertiert von allerlei Leidenſchaften. Mitten durch das Gewirr von Menſchen und Tieren gehen wir an Bergen von aufgehäuftem Kohl, Arbuſen oder Melonen, Tomaten, Zwiebeln und Knoblauch vorbei zu den Wagen der Obſthändler. Auch dort wahre Berge von Quitten und Äpfeln, ſeltener Birnen. Wir laſſen uns eine Okka Pflaumen abwiegen — ja, aber — wir haben leider keinen Korb mit. Wir fragen das ſchöne Bulgarenweib, ob wir denn kein Papier bekommen können. Da lacht ſie laut auf und ruft den Nachbarn zu:

„Ha, ha! Hört doch nur — die da wollen zu den Pflaumen noch Papier haben, denkt nur — Papier!!“

Tief beſchämt ſehen wir einander an, kramen dann unſere Taſchentüchlein hervor und laſſen die ſchönen, goldgelben Früchte hineingleiten. Wie konnten wir auch nur vorausſetzen, daß ſolch ein Luxusartikel vorhanden ſein könnte!

Mit den vor Inhalt ſtrotzenden Bündelchen gehen wir heim. Aber das iſt nicht ſo leicht. Wir müſſen über den großen Marktplatz, auf dem eben ein betrunkener Bauer wie raſend auf ſeine Pferde einſchlägt, daß der Wagen ordentlich geſchleudert wird und Hunde und Menſchen ſchreiend zur Seite ſpringen. Aber endlich ſind wir doch der Gefahr entronnen und kehren glücklich heim.

Immer fahler wird das Laub, immer früher läutet man den Abend ein. Aber auch nachdem alle Blätter verdorrt und verweht ſind, bleibt es warm und ſchön bis in den Dezember hinein. Ein paar Wochen lang regnet es ununterbrochen und verwandelt die ſonſt ſo ſauberen Straßen in eine einzige ſchwimmende weiche Maſſe. Der Markt wird jetzt gar nicht mehr beſchickt, und die Inhaber der verſchiedenen Läden machen lange Geſichter.

Aber endlich iſt der Winter da. Über Nacht iſt er gekommen. Weiß liegt das Tal da, weiß die Berge, weiß die unendliche Steppe. Wohl widerſteht dieſer erſte Schnee nicht lange den Sonnenſtrahlen, die ihn umkoſen, aber es kommen Tage, die ſtarken Froſt bringen, ſo daß kein Sonnenſtrahl etwas vermag.

Weihnachtsabend. Alle Wege, Übergänge und Höfe ſind ſauber gefegt und mit gelbem Sand beſtreut. Man fühlt ordentlich, daß Weihnachten in der Luft liegt. Scharenweiſe geht alles in die Kirche. Selbſt das alte Mütterchen, die Katrin Bergmann, die ſo lange an der Gicht darnieder-

gelegen, ſtützt ſich ſchwer auf den ſtarken Eichenſtock und wackelt den Weg zur Kirche hinunter. Über ihr Geſicht, das von tauſend Falten durchfurcht zu ſein ſcheint, gleitet ein froher Schein, wenn der zahnloſe Mund ſich zu einem „Grüß Gott auch“ öffnet. Denn jeder der Vorübergehenden kennt ſie, jeder wünſcht „'n Abend“. In der Kirche iſt's hell, Lichterglanz liegt auf den weißen Bänken, und ein leiſer Abglanz davon auf den harten Geſichtern der Frauen und Männer. Nur die Kinder reißen die Augen auf und blicken andächtig-ſtaunend zu dem großen Baum mit den vielen Lichtlein. Zu Hauſe ſteht ja nur ein winzig kleines Bäumchen, denn „die großen ſind zu teuer“, ſagt der Papa, und „wir haben's ſchon halt ſo eng“, meint die Mama. Da will man denn noch recht viel von des Rieſenbaumes Glanz und Herrlichkeit mit heimbringen. Schlicht iſt die Predigt, auf den ſchlichten Ton geſtimmt, den man hier verſteht. Allbekannte Weihnachtslieder werden geſungen, nur leider mit ſo vielen Variationen, daß von der eigentlichen Melodie nichts mehr nachbleibt. Sti—i—le Na - a—cht, hei—li—ge Na—a—acht — — —

Groß, weit und weiß liegt die Steppe da. Friedlich bietet ſie ihre weiße, jungfräuliche Decke den Sonnenſtrahlen dar. Und dieſe huſchen über ſie hin, jagen einander, laſſen tauſend Diamanten aufblitzen. Aber nicht immer iſt's ſo friedlich. Plötzlich jagt ein Windſtoß darüber hinweg, führt ganze Wolken von Schnee mit ſich. Immer ſtärker wird der Wind, immer grauſiger tönt das Heulen des Sturmes. Gleich ſpitzen Nadeln ſchlägt der Schnee ins Geſicht. Niemand zeigt ſich mehr in den Straßen, alles liegt verödet da. Nur der Wagen des Paſtors gleitet eben zum Tor hinaus. Er muß morgen dreißig Werſt von T. entfernt predigen. Wohl ſieht ſich der Kutſcher beſorgt um, wohl ſtutzen die ſonſt ſo ſchnellen Steppenpferdchen, als wollten ſie lieber daheim bleiben, wohl liegt das Kind des Paſtors ſterbenskrank in ſeinem Bettchen — — aber er muß fort, die Pflicht ruft. Es iſt recht gefährlich, jetzt durch die Steppe zu fahren, denn Weg und Steg ſind vom Schnee verſchüttet, und mehr als einer hat dort ſeinen Tod gefunden.

In ſolch gefährlicher Zeit läuten überall in allen Dörfern die Glocken Tag und Nacht. Schauerlich tönt's durch das Heulen des Sturmes. Aber nicht alle, die um dieſe Zeit draußen ſind, vernehmen, daß Obdach und Hilfe ſo nahe iſt — viele laufen in ihrer Verzweiflung werſteweit, ohne auf ein Dorf zu ſtoßen, bis ſie müde in den tiefen Schnee ſinken und dort den ewigen Schlaf finden. Sehr ſelten iſt's vorgekommen, daß man niemand in der Steppe erfroren aufgefunden — gewöhnlich fordert jeder Winter einige Opfer.

Aber der unerwartete Tod eines nahen Angehörigen vermag nicht das Herz eines deutſchen Koloniſten zu erſchüttern. Dazu iſt es zu hart, dazu iſt ſein Träger ein zu großer Fataliſt. „'s hat halt ſo ſein müſſen — —“ Man betet für ſeine Seele, weiß aber doch nur zu genau, „daß er einer der unſrigen war — und wir ſind fromm!“ O, man iſt fromm — — man geht

oft, ſehr oft in die Kirche, man iſt ſtreng konſervativ, hält feſt am Überkommenen, iſoliert ſich abſolut, iſt äußerſt ablehnend gegen alles Neue. Man fühlt in ſich ſelbſt durchaus keinen Drang, mehr zu erreichen, als die Väter einſt getan — man iſt ſo wenig entwicklungsfähig. Nur hie und da, unter den Jungen, in der letzten Generation — da ſieht man den Blick aufleuchten, wenn von der Welt draußen die Rede iſt, da fühlt man: das iſt junge, brauſende Kraft, die wird's ſchon ſchaffen, daß alte Vorurteile fallen, daß neues Leben einzieht. Junge, ſtarke Kraft, die wie der Frühlingsſturm in der Steppe über das Heimatdorf gehen wird, alles mit neuen, großen, guten Gedanken befruchtend.

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe geſtattet.

# Th. Schiemanns Geſchichte Rußlands unter Kaiſer Nikolai I.

Von Alfred v. Hedenſtröm (Riga).

Das moderne Leben verlangt von jeder Gelehrtenarbeit, daß ihre Ergebniſſe einen praktiſchen Wert für die Gegenwart haben, und mißachtet daher oft die mühevolle Forſchertätigkeit des Hiſtorikers, die ja bloß der Vergangenheit gewidmet ſei und deren Reſultate daher nur einen theoretiſchen, im beſten Falle bei guter literariſcher Form äſthetiſchen Wert haben könnten. Jedoch der Staatsmann, der Politiker — und wer glaubt heute letzteres nicht ſein zu dürfen? — kann die Gegenwart, die er beherrſchen, zum wenigſten mitmeiſtern will, nicht verſtehen ohne einen tieferen Einblick in die Vergangenheit. Mehr als für andere Staaten gilt dies für Rußland. Und zu den noch am wenigſten aufgehellten Perioden ſeiner Geſchichte gehört, außer der allerneueſten, die Zeit der großen Reaktion vom Dekabriſtenaufſtand bis zum Krimkrieg. Bisher iſt nur zweimal der Verſuch unternommen worden, eine umfaſſende Darſtellung dieſer 25 Jahre zu geben. 1864 erſchien der 5. Band von Lacroix' groß angelegtem Werke: „Histoire de la vie et du règne de Nicolas I", das aber in ſeiner ausführlichen Schilderung des Hofes, der auswärtigen Politik und des Lebens des Kaiſers nur bis zum Jahr 1829 kam. Nicht viel weiter, bis 1833, gelangte im Anfang dieſes Jahrhunderts General N. Schilder, weil. Direktor der Kaiſerlichen Öffentlichen Bibliothek in Petersburg. Der Tod ereilte den Verfaſſer bei der Vollendung des zweites Bandes ſeines Werkes: „Императоръ Николай Первый, Его жизнь и царствованіе." Dafür beſitzen wir eine Fülle von Monographieen zur Geſchichte der Regierung Nikolais I. und zerſtreut in ruſſiſchen hiſtoriſchen Zeitſchriften ein ganz gewaltiges, noch wenig ausgebeutetes Rohmaterial in Form von Urkunden, Briefen, Memoiren. Dies alles zuſammenzufaſſen, durch eigene Archiv-

forſchung zu ergänzen und die gewonnenen Ergebniſſe zur Darſtellung zu bringen, hat neuerdings Theodor Schiemann übernommen, einſt Oberlehrer der Geſchichte in Fellin, zur Zeit Univerſitätsprofeſſor in Berlin. „Mein Leben", ſagt er in der Vorrede, „iſt ſo geführt worden, daß Rußlands Gegenwart und Vergangenheit der Hauptinhalt meiner Arbeiten und meines Denkens wurde, und daraus habe ich die Berechtigung geſchöpft, von dieſen Dingen zu reden". Der erſte Band ſeiner „Geſchichte Rußlands unter Kaiſer Nikolaus I." erſchien 1904 unter dem Titel „Kaiſer Alexander I. und die Ergebniſſe ſeiner Lebensarbeit". Erſt der zweite 1908 erſchienene Band führt die Darſtellung weiter in die eigentliche Regierungszeit Nikolais I. hinüber unter dem Titel: „Vom Tode Alexanders I. bis zur Julirevolution". Das Jahr 1913 brachte die Fortſetzung: „Kaiſer Nikolaus im Kampf mit Polen und im Gegenſatz zu England und Frankreich 1830—40". Insgeſamt drei Bände, 1674 Seiten. Neue Quellen zur Geſchichte jener Zeit, die Schiemann in den Archiven von Petersburg, Berlin, Dresden, Wien und Paris entdeckt hat, ſind zum Teil als „Anlagen" im Wortlaut veröffentlicht. Reiche Förderung fanden ſeine Forſchungen in Petersburg durch ruſſiſche Gelehrte, Bilbaſſow, Schilder und S. K. Hoheit den Großfürſten Nikolai Michailowitſch, bekannt in der wiſſenſchaftlichen Welt durch mehrere Werke zur Geſchichte Kaiſer Alexanders I.

Schiemann beginnt ſein Werk mit einer Skizzierung der Fundamente des neuen Rußlands, die Peter der Große und Katharina II. gelegt hatten. Er ſchildert die Verſchwörung gegen Kaiſer Paul I. und Alexanders Thronbeſteigung, der mit dem Feuer ſeines jugendlichen Idealismus das ſchwierige Werk von Rußlands Erneuerung durch zeitgemäße Reformen begann. Die Befreiung der Bauern vom Joch der Leibeigenſchaft, die Verleihung einer Verfaſſung ſchwebten dem Kaiſer als Endziel ſeiner Pläne vor, die er im trauten Freundeskreis beriet. Aus dieſer Arbeit für des Reiches Zukunft riß ihn 1805 die engliſche Diplomatie, die der ruſſiſchen Kriegsmacht zum Schutze des von Napoleon bedrohten Britanniens bedurfte. Sie lenkte ſeinen Ehrgeiz auf das weite Feld der auswärtigen Politik, die ihn dann bis an ſein Lebensende in ihrem faszinierenden Banne hielt. Die Kämpfe gegen Frankreich und Schweden, die große Zeit des Vaterländiſchen Krieges, die ſchon viele begeiſterte Chroniſten gefunden hat, werden vom Verfaſſer nur flüchtig geſtreift. Ausführlicher verweilt er bei der Darſtellung der verſchlungenen Pfade der ruſſiſchen Orientpolitik und der polniſchen Frage, deren rückwirkende Bedeutung für die innere Geſchichte Rußlands erſt durch Schiemann einwandfrei klargelegt wird. Dann erzählt er von den Jugendjahren des Großfürſten Nikolai Pawlowitſch, von ſeinen Reiſen nach Deutſchland, England und Frankreich, von ſeiner Verlobung mit der preußiſchen Prinzeſſin Charlotte, von ſeiner eifrigen militäriſchen Tätigkeit, in der er es bis zum Diviſionsgeneral brachte. Zum Schluß ſchildert Sch. eingehend die inneren Zuſtände des Reiches am Ende der Re-

gierung Alexanders: Verwaltung und Justiz, Adel und Bauern, Bildung und Geistlichkeit, Armee und Geheimverbände, und schließt daran eine Darstellung von Alexanders letzten Plänen und seinem unerwarteten und verhängnisvollen Tod in Taganrog. Es ist ein recht düsteres Bild, das Sch. dem Leser von dem Rußland vor hundert Jahren entrollt; so viel Menschliches, oft allzu Menschliches erinnert an unsere Zeit und ebenso die Reformentwürfe des Kaisers, berufener und unberufener Politiker aller Lager zur Besserung der Mißstände. Ihre Ideen und Tendenzen geben uns ein Spiegelbild der russischen Gegenwart. Pobjedonoszew, Plehwe, Swjatopolk-Mirski, Witte, Stolypin, Meschtscherski, Gringmut, Nossar und viele andere — wir finden sie wieder unter anderen Namen, aber mit derselben heißen Liebe zur Heimat oder zur Macht. Wohl ist der Verfasser immer bemüht, in seinem Urteil Stoff und Leidenschaft zu beherrschen, alles zu verstehen und daher vieles zu verzeihen, nicht, wie einst Schlosser, vom hohen Piedestal des Kantschen Sittlichkeitsprinzips Menschen und Zustände herunterzukanzeln — und doch will es mir scheinen, daß das Fazit, das er über Alexander I. und die Ergebnisse seiner Lebensarbeit zieht, zu schroff ausfällt:

„Seit 1815 hatte das Glück sich wieder von ihm abgewandt, und selbst da, wo er meinte, Gutes und Dauerndes geschaffen oder doch wenigstens vorbereitet zu haben, wandelte er auf vulkanischem Boden. Die Erfahrungen, die er an sich selbst gemacht hatte, und gewiß haben nur wenige tiefer in der eigenen Seele gelesen, hielten sein Mißtrauen wach gegen jedermann, und weil er jeden zu durchschauen meinte und nur dem eigenen Urteil traute, gab er sich niemandem rückhaltlos hin. Am meisten noch erschloß er sich den Frauen. Die Schatten, die über seiner Seele lagen, hat er ihnen jedoch nie gezeigt, er zeigte sie überhaupt niemandem. Aber die Schwielen an seinen Knieen legten Zeugnis ab von den Stunden, die er in Gebet und Zerknirschung hingebracht hatte, und diejenigen, die ihm nahe gestanden, wußten auch, daß die Unruhe, die ihn rastlos durchs Reich trieb, in geheimen Sorgen ihren Quell hatte. Nach außen hin zeigte er unter allen Verhältnissen eine wunderbare Selbstbeherrschung, im Umgang mit Menschen eine bezaubernde Liebenswürdigkeit, die er in gleicher Weise gegen jedermann ausspielte. Gleichgültig war ihm jeder äußere Prunk, und doch blieb er allezeit der Kaiser. Gewiß lebte ein auf das Große gerichteter Ehrgeiz in ihm, aber er nahm die Richtung an, welche die Kombination von liberalen Grundsätzen, mystischer Religiosität und starkem Selbstgefühl frei ließ. Was er tat, mußte mit dem Mantel edler Prinzipien umkleidet sein, auch da, wo Macht und Interessenfragen ihn bestimmten. Er war in der Politik verschlagen und hinterhaltig und ging doch stets darauf aus, den Schein erhabener Uneigennützigkeit zu erwecken. Seine Geheimnisse wußte er zu wahren wie kein anderer, und doch sind seine politischen Ziele schließlich von fast allen durchschaut worden, die ihm im Kampf der Interessen gegenüberstanden. Napoleon hat ihn einen byzantinischen

Griechen genannt und allerdings wird dadurch eine Seite ſeines Weſens bezeichnet, in der Kaiſerlichen Familie, auch in den vertrauten Korreſpondenzen, nannte man ihn den Engel; das iſt die andere Seite. Die beiden Seelen in ſeiner Bruſt aber haben in ſtetem Kampf miteinander gelegen, und deshalb wird über den Menſchen Alexander das geſchichtliche Urteil nie verdammend lauten können. Als Kaiſer aber hat er ſeinem Volk mehr Unheil gebracht als Segen."

„Er hinterließ eine Welt brutaler Tatſachen: die durch ſeine Schuld beſtehende Ungewißheit über die Nachfolge im Reich; eine große organiſierte Militärverſchwörung, von der er ſeit vier Jahren wußte und deren Entwickelung er beobachtet hatte wie ein Zuſchauer das Spiel auf der Bühne; er hinterließ das polniſche Problem, das er gezüchtet hatte, die türkiſche Verwickelung, die ſich zugeſpitzt hatte zur Wahl zwiſchen politiſcher Demütigung oder Krieg, eine feile Juſtiz und eine Verwaltung, in der Willkür und Ungerechtigkeit die Zügel führten, ein durch offizielle Heuchelei zerrüttetes Schulweſen, eine Kirche, deren einflußreichſte Häupter Männer waren wie Seraphim und Photi, wirtſchaftliche und finanzielle Verhältniſſe, die erſt begannen ſich aus völligem Niedergang zu erheben, endlich — den Fluch Rußlands — die Leibeigenſchaft."

Über die Thronbeſteigung Nikolais I. und die Tragödie, die ſich an die Namen der Dekabriſten knüpft, iſt im Laufe der Zeit eine gewaltige Literatur entſtanden, die aber mehr oder weniger der Fahne einer Partei folgend ein legendares Bild von der Revolution d. J. 1825 geſchaffen hat. Schiemann gibt den Nachweis, daß es vor allem zwei Perſonen waren, welche die Schuld an den Dezembereigniſſen trifft: der leitende Staatsmann und eigentliche Regent in Alexanders I. letzter Zeit, Araktſchejew, und der Generalgouverneur von Petersburg, Miloradowitſch. Erſterer ließ aus Verzweiflung über die Ermordung ſeiner Maitreſſe die ihm anvertrauten Zügel der Regierung gerade in dem Moment fallen, als der Kaiſer krank im Süden weilte, und ſuchte bei Mönchen Troſt in ſeinem großen Schmerz. Durch dieſe Pflichtvergeſſenheit wurde in der Hauptſtadt Miloradowitſch der tatſächliche Machthaber, ein tapferer Schlachtengeneral, aber leichtlebig, gutmütig, ohne Menſchenkenntnis und ſtaatsmänniſche Einſicht. Alexander hatte für den Fall ſeines Rücktritts oder Todes in einem geheimen Manifeſte beſtimmt, daß nicht der offizielle Thronfolger Konſtantin, der als Statthalter von Polen eine morganatiſche Ehe mit einer polniſchen Gräfin eingegangen war und auf ſein Thronrecht verzichtet hatte, ſondern der jüngere Bruder Nikolai der Nachfolger ſein ſollte. Ganz in militäriſchen Intereſſen, in ſeinem Dienſt als Führer der II. Gardedivision aufgehend, trug Großfürſt Nikolai perſönlich kein Verlangen nach der Krone; aber als gehorſamer Soldat war er bereit, den Willen ſeines älteren Bruders zu erfüllen, in dem er immer den Vater und die Obrigkeit verehrt hatte. Als daher am 25. November 1825 die Nachricht aus Taganrog kam,

daß der Kaiser im Sterben liege, machte er unter Berufung auf die Abdankung Konstantins und auf das Testament Alexanders seine Ansprüche auf die Nachfolge im Reiche geltend. Aber sein militärischer Vorgesetzter Miloradowitsch widersprach mit großem Nachdruck unter Hinweis auf die von Kaiser Paul erlassene Thronfolgeordnung, die keine andere Nachfolge als die Konstantins zulasse. Dies Reichsgesetz könne nicht durch eine bisher geheime Anordnung Alexanders umgestoßen werden. Den eigentlichen Grund, der Miloradowitsch zu diesem eigenmächtigen Vorgehen bestimmte, hat er dem Großfürsten auch nicht vorenthalten: die Unbeliebtheit Nikolais bei den Truppen. Die Garde, erklärte der Generalgouverneur, werde sich bestimmt weigern, Nikolai zu huldigen, und die Folge werde ganz sicher ein Aufstand sein. Diese Einwendungen machten einen um so tieferen Eindruck auf den Großfürsten, als sie im Grunde seinen eigenen Wünschen entsprachen. So erklärte er, daß er als erster dem Kaiser Konstantin huldigen wolle nnd daß die Garnison auf Konstantins Namen zu vereidigen sei, sobald die Nachricht vom Tode Alexanders eintreffe. Zwei Tage darauf traf die befürchtete Kunde ein. Großfürst Nikolai huldigte sofort seinem Bruder; sämtlichen Regimentern der Residenz wurde der Befehl erteilt, dem Kaiser Konstantin den Treueid zu leisten, was ohne Widerspruch geschah. Damit hatte man die tatsächliche Entscheidung über die Nachfolge im Reiche getroffen, ohne die obersten Körperschaften des Staates: Reichsrat, Senat und Synod zu berücksichtigen, welche gesetzlich allein berechtigt waren, entsprechende Befehle über den Huldigungseid zu erlassen. Wohl nahm der Reichsrat in feierlicher Sitzung nach Öffnung eines versiegelten Pakets offiziell Kenntnis von dem Manifest des verstorbenen Kaisers, aber unterwarf sich dem Willen des Generalgouverneurs, der den versammelten Würdenträgern erklärte, der Großfürst Nikolai und die Truppen hätten schon dem Kaiser Konstantin Pawlowitsch den Untertaneid geleistet, er rate ihnen diesem Beispiel zu folgen. Das geschah auch. So wurde durch das eigenmächtige Eingreifen des Generalgouverneurs der unzweideutige Befehl des verstorbenen Herrschers umgangen und damit der Anlaß zu der Revolte vom 14. Dezember gegeben, in der Miloradowitsch Gelegenheit fand, seine Schuld durch Tod von Rebellenhand zu sühnen.

Weniger die Tatsache, daß Offiziere der russischen Armee und Angehörige der ersten Adelsgeschlechter des Reiches durch offnen Aufstand eine Besserung der inneren Zustände ihres Vaterlandes versucht hatten, mehr die zahlreichen Aufzeichnungen derselben Männer in der Peter-Paulsfestung, ihre Aussagen vor der Untersuchungs-Kommission haben den Kaiser irre werden lassen an der bisherigen kritiklosen Bewunderung der Regierung seines Bruders. Die Dekabristen sind die Ersten und auch die Letzten gewesen, die ihm einen Einblick in die russische Wirklichkeit gewährten. So beschloß er aufzuräumen mit den Mißbräuchen der Regierungszeit Alexanders I. und durch zeitgemäße Reformen eine Erneuerung und Gesundung Rußlands zu schaffen. Bekanntlich ist aber gerade die 30-jährige Regierungszeit Nikolais I. auffallend arm an

ſchöpferiſcher Neugeſtaltung geweſen. Die Gründe dafür liegen nach Schiemann in der lückenhaften Bildung des Herrſchers, in der Einſeitigkeit ſeiner Auffaſſung und Beurteilung ſtaatlicher und geſellſchaftlicher Verhältniſſe, in der rückſichtsloſen Konſequenz ſeiner Prinzipienpolitik. „Was der Kaiſer im Innern erreichen wollte, war „Ordnung“ — was er erreichte, war ein Schein äußerer Korrektheit. Nach außen erſtrebte er „Wahrung der Verträge“, in Wirklichkeit verfolgte er eine Politik der Stagnation, die eine Neubildung der politiſchen Lebensformen, wie die Zeit ſie verlangte und verlangen mußte, vergeblich aufzuhalten bemüht war. Er iſt ſich aber nach beiden Richtungen bis ans Ende treu geblieben, der konſequenteſte aller Autokraten.“

Die erſten Reformen betrafen Äußerlichkeiten, denen Nikolai jedoch eine große Bedeutung beilegte. Eine neue Militäruniform wurde aus finanziellen Gründen eingeführt. Dann erhielten Studenten, Schüler, Lehrer, Profeſſoren Uniform, von deren beſtändigem Tragen ſich der Kaiſer die Erzielung einer guten ſtaatlichen Geſinnung verſprach. Der Ordnungsſinn Nikolais verlangte ferner die Uniformierung ſämtlicher Zivilbeamten der verſchiedenen Reſſorts. Er wollte auf den erſten Blick erkennen, wen er vor ſich habe, und verband mit der Uniform auch den Begriff einer militäriſchen Disziplin, von der er die heilſamſten Folgen erwartete. Eine Wandlung in der Geſinnung der Beamten wurde freilich dadurch nicht erreicht. Letztere paßten ſich in erſtaunlich kurzer Zeit dem Syſtem der neuen Aera an, befriedigten die Ordnungsliebe des Kaiſers durch eine papierne Geſchäftigkeit und gingen im übrigen in den alten Bahnen weiter. Daran änderte auch nichts eine von 1828 an durchgeführte Schulreform, wonach die höhere Bildung im weſentlichen dem Adel vorbehalten und die anderen Stände nicht aus dem Berufskreiſe ihrer Eltern hinausgehen ſollten. Dem Ordnungsſinn Nikolais entſprach ferner, daß in allen Schulen (mit Ausnahme des Dorpater und Wilnaer Lehrbezirks) die gleichen Lehrmethoden und die gleichen Lehrmittel in Anwendung kamen. In dieſem Schulſyſtem glaubt Schiemann eine der Wurzeln ſpäterer politiſcher Krankheiten zu ſehen. Von rein negativer Bedeutung war die „Reform“ des Zenſurweſens 1826, die im Geiſte äußerſter Unduldſamkeit nur darauf berechnet war, jede freie Meinungsäußerung zu unterdrücken und alle für die Öffentlichkeit beſtimmten Gedanken im bureaukratiſchen Inſtanzenwege einer ſorgfältigen Filtrierung zu unterwerfen. Andere Reformgedanken des Kaiſers über die Reorganiſation der Zentralbehörden, Ausarbeitung eines neuen Ständerechts und im Zuſammenhang damit die Aufhebung der Leibeigenſchaft wurden in geheimen Kommiſſionen begraben, die nach längerer, ſehr gründlicher Arbeit „ſchätzbares Material“ für das Staatsarchiv lieferten. Von wirklicher Bedeutung wurde nur die Kommiſſion für Neubildung der unter Alexander I. ganz verfallenen Kriegsflotte und die Arbeit der zweiten Abteilung der eigenen Kanzlei des Kaiſers zur Kodifikation der Reichsgeſetze unter Leitung von Speranſki.

Die Ereigniſſe vom 14. Dezember 1825 waren der Regierung völlig

überraſchend gekommen, worin Nikolai einen Beweis der Unfähigkeit der bisherigen Polizeiorganiſation ſah. Außerdem war er überzeugt, daß die Ideen der Dekabriſten von Tauſenden geteilt wurden, die dem Spürſinn der Detektivbeamten bisher entgangen waren. Die Folge war die Schaffung einer neuen oberſten Zentralbehörde, der „dritten Abteilung" der Kaiſerlichen Kanzlei, in welcher alle Fäden der politiſchen Polizei des ganzen Reiches zuſammenlaufen ſollten. Dieſes ſpäter ſo verhaßte Inſtitut, das erſt 1880 von Alexander II. aufgehoben wurde, war urſprünglich auf höchſt humanen Prinzipien aufgebaut und ſollte gewiſſermaßen eine lebendige Verbindung zwiſchen Thron und Untertanen ſchaffen, wie ſie in anderen Ländern in anderer Weiſe durch Ständeoder Volksvertretungen erreicht war, ſollte die geräuſchvolle Kritik einer freien Preſſe durch geheime Berichte über Mißbräuche und Amtsüberſchreitungen erſetzen, ſollte ein Hort für alle Bedrückten und Verfolgten im weiten Reiche werden. Jedoch das Gegenteil der kaiſerlichen Abſicht wurde erreicht, da gerade zweideutige Elemente ihre „patriotiſche" Mitarbeit der Gendarmerie zur Verfügung ſtellten. „Die dritte Abteilung wurde weder geliebt noch geachtet, wohl aber fürchtete man ſie, und ſo hat ſie mehr als alles übrige dazu beigetragen, der Regierung des Kaiſers Nikolai den Charakter des harten Despotismus zu geben, der ſie kennzeichnet. Sie wurde zu einer politiſchen Inquiſitionsbehörde, die ſich über alle Formen des geltenden Rechtes hinwegſetzte, willkürlich und gewalttätig eingriff und, je länger je mehr, ſich zum ſchrecklichſten Werkzeug einer mit Edelmut drapierten Tyrannei umbildete, die von der Nation getragen ward wie ein Fatum, das man hinnimmt, weil es keine Möglichkeit gibt, ihm zu entrinnen."

Während im Innern die alten Mißſtände fortdauerten, hatte die auswärtige Politik große Erfolge aufzuweiſen, die den Kaiſer in der Überzeugung von der Richtigkeit ſeines Regierungsſyſtems beſtärken mußten. In zwei glanzvollen Feldzügen beſiegte Paskiewitſch Perſien, eroberte zwei Provinzen und begründete durch den Frieden von Turkmantſchai 1828 in dieſer von inneren Wirren zerrütteten orientaliſchen Despotie die politiſche und kommerzielle Vorherrſchaft Rußlands, die erſt 79 Jahre ſpäter infolge des ruſſiſch-japaniſchen Krieges mit England geteilt werden mußte. Unmittelbar an den perſiſchen Feldzug ſchloß ſich der Türkenkrieg 1828/29, deſſen Schilderung bei Schiemann in militäriſcher Beziehung nichts weſentlich Neues bietet, aber in der Entwirrung des die militäriſchen Operationen beeinfluſſenden diplomatiſchen Intriguenſpieles viele neue Momente enthält. Der Gedanke, einen Befreiungskrieg zu führen, hat Nikolai, wie Schiemann nachweiſt, durchaus fern gelegen, obwohl die Bulgaren und Serben damals nichts ſehnlicher wünſchten, als unter Rußlands Oberhoheit zu kommen. „Statt die Hoffnungen dieſer geknechteten chriſtlichen Völkerſchaften zu ermutigen, hat der Kaiſer ſie vielmehr niedergehalten. Er wäre ſich wie ein Bundesgenoſſe der Revolution erſchienen, wenn er anders gehandelt hätte. Es ſollte ein Krieg

um das gute Recht Rußlands ſein, nicht mehr und nicht weniger. Wenn dabei die Vorſehung ihm unerwartete Vorteile in die Hand ſpielte, dann freilich wollte er zugreifen und ſich den „décrets de la Providence“ beugen.“

Die Hoffnungen der Petersburger Geſellſchaft auf einen militäriſchen Spaziergang nach Konſtantinopel wurden durch die geringfügigen Reſultate des Feldzuges vom Jahre 1828 gründlich zerſtört. Der Türke erwies ſich als guter Soldat, tapfer und ausdauernd in ſchwieriger Defenſivſtellung. Auch war er beſſer bewaffnet als der ruſſiſche Krieger. Bald zeigte es ſich, daß die vorhandene Truppenzahl für die geſtellten Aufgaben nicht ausreichte. Die polniſche Armee beteiligte ſich nicht am Kriege, weil ihr Chef, der Großfürſt Konſtantin, das nicht wünſchte. Die Anweſenheit des Kaiſers im Feldlager, ſeine Vorliebe für Veranſtaltung glanzvoller Paraden und kunſtvoller Manöverſpiele im Kriege, ſein Wunſch, möglichſt Menſchenleben zu ſchonen, wirkten lähmend auf den Verlauf des Feldzuges ein, deſſen einziger Erfolg die Eroberung Varnas war. Der Kaiſer nahm daher an den Operationen des nächſten Jahres perſönlich nicht mehr teil, unterſtützte ſie aber diplomatiſch durch eine Reiſe nach Berlin. Auf ſein Betreiben wurde der Generalleutnant von Müffling als außerordentlicher Geſandter Preußens nach Konſtantinopel geſchickt, um in Form eines freundſchaftlichen Intereſſes für die Türkei einen Druck auf den Sultan auszuüben im Sinne eines ſchleunigen Friedensſchluſſes mit Rußland. Der von Müfflings Miſſion verſtändigte neue Oberkommandierende der ruſſiſchen Truppen, Diebitſch, brach mit der bisherigen Strategie der Bedächtigkeit. Bei Kulwetſchi in Bulgarien ſchlug er in offener Feldſchlacht das Heer des Großveſiers und überſchritt dann, was bisher keiner gewagt, was die Türken für unmöglich und der Großfürſt Konſtantin für verrückt erachtet hatten, den Balkan in deſſen Oſtflügel im Juli 1829. Anders, wie 48 Jahre ſpäter, war dieſer Balkanübergang ein militäriſcher Spaziergang durch Eichen- und Ahornwälder auf meiſt breiten Straßen, faſt unbehindert vom Feinde. Die linke Flanke deckte das Meer, auf dem die ruſſiſche Flotte ſich wiegte. Dank dieſem Zuſammenwirken von Land- und Seemacht konnte Diebitſch, unbekümmert um die bloß blockierten türkiſchen Feſtungen im Rücken, ſeinen Siegeszug auf Konſtantinopel fortſetzen. Die der ruſſiſchen Invaſionsarmee entgegengeworfenen Truppen wurden in mehreren Gefechten auseinandergeſprengt, am 8. Auguſt Adrianopel, die alte Hauptſtadt der Osmanen, genommen.

Vielleicht noch glänzendere Erfolge in rein militäriſcher Beziehung hatte unterdeſſen Paskiewitſch in Aſien erreicht, deſſen Feldherrntalent von Schiemann beſonders hoch gewertet wird. Die Entſcheidung des Krieges lag aber nicht im türkiſchen Armenien, ſondern vor den Toren Konſtantinopels, dem ſich die ruſſiſchen Truppen zu nähern begannen. Weniger die Vorſtellungen Müfflings, wie bisher geglaubt, mehr die Angſt des Sultans vor einem Ausbruch der Volkswut veranlaßte ihn, Frieden um jeden Preis zu ſchließen. Unter

preußiſcher Vermittelung begannen die Unterhandlungen im Feldlager bei Adrianopel und führten trotz engliſcher Quertreibereien zu einem für Rußland höchſt günſtigen Abſchluß, der weit über das hinausging, was dem Kaiſer noch vor wenigen Monaten beſtenfalls erreichbar erſchienen war. Der naheliegende Gedanke, Konſtantinopel zu erobern und damit der türkiſchen Herrſchaft in Europa ein Ende zu bereiten, war von ihm aufgegeben worden. Er hatte in den Tagen, die der Entſcheidung unmittelbar vorangingen, ein beſonderes Komitee aus den höchſten Würdenträgern des Reiches gebildet, das unter ſeinem Vorſitz die Frage entſcheiden ſollte, ob die Erhaltung oder der Zuſammenbruch der Türkei für Rußland vorteilhafter ſei. Einmütig ſprach ſich dieſes Komitee am 18. Auguſt für die Erhaltung der Türkei aus; der Kaiſer pflichtete bei und erhob dieſe Anſchauung zum Grundprinzip ſeiner Orientpolitik in der Folgezeit. Territorial gewann Rußland durch den Frieden von Adrianopel die Donaumündung und das kaukaſiſche Uferland des Schwarzen Meeres, politiſch die tatſächliche Oberhoheit über die Donaufürſtentümer, die jetzigen Königreiche Rumänien und Serbien, kommerziell die Erſchließung der ganzen Türkei für den ruſſiſchen Handel.

Während man in türkiſchen Kreiſen die gefallene Entſcheidung als den vorbeſtimmten Willen Allahs mit Ergebung hinnahm, rief der glänzende Kriegserfolg in der ruſſiſchen Geſellſchaft nur wenig Freude und Begeiſterung hervor. Man war unzufrieden, daß ein Deutſcher die ruſſiſchen Truppen kommandiert hatte, daß überhaupt ſo viele Offiziere mit deutſchen Namen Gelegenheit gehabt hatten, im Felde ſich auszuzeichnen; man ſpottete über die Berliner Reiſe des Kaiſers und tadelte es, daß die ſiegreichen Truppen vor Konſtantinopel haltgemacht hatten. Die Weisheit des Komitees vom 18. Auguſt wurde keineswegs anerkannt. Der Kaiſer, durch die „Dritte Abteilung“ über alles unterrichtet, ließ die Salonkritiker ruhig gewähren. Das Recht zu mediſieren war ein Menſchenrecht, an dem in Petersburg nicht gerüttelt wurde. Weit mehr Sorge machte ihm die liberale Geſinnung der gebildeten Geſellſchaft, in der der Geiſt der Dekabriſten nach wie vor lebendig war, und wo er Spuren dieſes „Liberalismus“ entdeckte, ſorgte er dafür, daß die Träger ſolcher Überzeugungen nicht zu einflußreichen Stellungen gelangten. Der Reformeifer der erſten Regierungsjahre war verraucht. Die geplante Einführung des gregorianiſche Kalenders wurde im letzten Augenblick inhibiert, weil der Synod von dieſer Neuerung einen weiteren Abfall von der Staatskirche befürchtete. Das eigentliche Intereſſe des Kaiſers gehörte der großen Politik und den militäriſchen Angelegenheiten.

So erklärt es ſich, daß die einzige Reform großen Stils, die Nikolai in dieſer Zeit durchführte, ſich auf nichtruſſiſchen Boden in der Moldau und Walachei, dem jetzigen Rumänien vollzog und, wenn auch im beſcheidenen Maße, konſtitutionellen Prinzipien Rechnung trug. In dieſen gänzlich verwahrloſten Provinzen ſchuf eine ruſſiſche Regierungskommiſſion unter Kiſſelew

Ex bibl. univ. Tart.

durch Reviſion der bisherigen türkiſchen Mißwirtſchaft, durch Organiſation einer Landpolizei eine leidliche Sicherheit für Perſon und Eigentum und erleichterte durch Ablöſung der Frondienſte die Lage der Bauern. Eine Ständeverſammlung wurde einberufen, um eine von Kiſſelew ausgearbeitete Landesverfaſſung zu prüfen. Wie allen Problemen der europäiſchen Politik, ſo ſchenkte der Kaiſer auch denen Aſiens ſein lebhaftes Intereſſe, wo die moraliſchen und kriegeriſchen Eroberungen Rußlands zu einer weiteren Ausdehnung ſeines politiſchen und wirtſchaftlichen Einfluſſes führte. Das ganze Kirgiſenland wurde unterworfen, nach China eine Geſandtſchaft geſchickt, die ſich unter anderm um die Öffnung des Amurs für die ruſſiſche Schiffahrt bemühen ſollte. Ja ſogar die Verbindung des Petersburger Kabinetts mit der Regierung des Buddhiſtenpapſtes in Lhaſſa durch Vermittelung burätiſcher Prieſter, ein ruſſiſches Protektorat über Tibet iſt ſchon damals geplant worden.

Proportional dem Fortſchritt nach außen entwickelte ſich der Rückſchritt im Innern. „Als Kaiſer Nikolai ſeine Regierung antrat, lebten noch die Ideen fort, mit denen ſein geiſtvoller und hochſtrebender Bruder ſich bis 1826 getragen hatte. Auch der Ehrgeiz, den die Kaiſerin Katharina II. ihren politiſchen und militäriſchen Paladinen in die Seele zu gießen verſtand, war keineswegs erſtorben. Aber je länger je mehr verſchwanden die glänzenden Fähigkeiten, um bequemen Mittelmäßigkeiten und ſchließlich der verknöcherten Routine Platz zu machen. Nach Verlauf der fünf erſten Regierungsjahre Nikolais hat dieſer Prozeß geiſtiger Erſtarrung bereits den größten Teil der Nation erfaßt. Ein allgemeiner Niedergang des geiſtigen Lebens und ein Verſtummen aller idealiſtiſchen Regungen kennzeichnet dieſe Periode.“ Dazu machte das perſönliche Regiment des Kaiſers, deſſen Selbſtgefühl durch die Erfolge ſeiner Politik nur geſteigert war, ſich unbequem fühlbar. Immer häufiger wurden Ziviliſten wegen geringer Vergehungen auf die Hauptwache geſchickt, um dort einige Tage darüber nachzudenken, wie der Kaiſer den Begriff „Ordnung“ verſtanden wiſſen wollte. Seine Miniſter zog er ſelten zu Rate, er ſchätzte ſie als geſchickte Erfüller ſeiner Befehle, nicht als Staatsmänner. Die Suggeſtion, die dieſer ſchöne und majeſtätiſche Mann auf alle ausübte, war ſo unwiderſtehlich, daß ſogar eine ſo ſelbſtändige Natur, wie die Puſchkins, ihm ſchließlich willenlos unterlag. Nur *eine* Selbſtändigkeit duldete er neben ſich, und das war — nach Schiemann zum Unheil des Reiches — ſein Bruder Konſtantin. Ihm war die Regierung in Polen voll und ganz überlaſſen, deſſen konſtitutioneller König ſeit 1815 der Kaiſer von Rußland war. Den Eid, den Nikolai nach ſeiner Thronbeſteigung auf die polniſche Verfaſſung geleiſtet hatte, war er zu halten geſonnen, aber darüber hinaus wollte er dem ihm tief verhaßten konſtitutionellen Weſen nicht die geringſte Konzeſſion machen. Der Notwendigkeit der Berufung des Reichstages konnte er ſich auf die Dauer nicht entziehen. Gleich nach Beendigung des Krieges hat er daher die Wahlen zum Parlament befohlen, die aber für die Regierung

kein gutes Reſultat ergaben. Trotzdem begab er ſich nach Warſchau und hielt hier am 16. Mai 1830 vor den verſammelten Vertretern der polniſchen Nation ſeine erſte und letzte konſtitutionelle Rede in franzöſiſcher Sprache. Einen Umſchwung der gereizten Stimmung der Kammermehrheit erzielte ſie nicht. Eine Annäherung der beiden ſlaviſchen Völker, die Alexander I. erhofft, die der Statthalter Konſtantin als die Arbeit ſeines Lebens betrachtete, ſchien noch immer in weite Ferne gerückt zu ſein. Kurz vor ſeiner Abreiſe aus Warſchau erhielt der Kaiſer die Meldung, daß in Sewaſtopol die Quarantänemaßnahmen gegen die Peſt eine Matroſenmeuterei hervorgerufen hätten, die blutig niedergeſchlagen ſei. Bald darauf traf die Nachricht von dem Auftreten der Cholera im Orenburger Gebiet ein, der man noch wehrloſer gegenüberſtand, als der Peſt. Nichts erſchien wahrſcheinlicher, als daß der Einzug dieſer neuen Seuche in anderen Orten des Reiches zu Volksaufſtänden führen werde. Aber dieſe Sorge trat in den Hintergrund, als am 2. Auguſt die Nachricht vom Siege der Pariſer Revolution eintraf. „Der Kaiſer hatte die Empfindung, daß ein ungeheurer Wandel in der Politik Europas ſich damit vollzogen habe. Er war feſt entſchloſſen, nicht untätig beiſeite zu ſtehen. Seine Gedanken richteten ſich auf die Vergangenheit, und er ſah ſich im Geiſte bereits, wie einſt Alexander, an der Spitze einer Koalition ſtehen, deren Ziel es ſein ſollte, das europäiſche Recht, das in der Juli-Revolution zuſammengebrochen war, wieder aufzurichten und zu Ehren zu bringen. So verlangten es ſeine Prinzipien! Sie ſtanden wie ſtets mit ſeinem Ehrgeiz in vollem Einklang.“

Im dritten Bande zwingt die Fülle des Stoffes den Verfaſſer zu einer Begrenzung. Die innere Geſchichte tritt zurück vor einer detaillierten Schilderung der auswärtigen Politik und der Kämpfe in Polen und im Kaukaſus. Im Mittelpunkt der Darſtellung ſteht immer die Perſon des Herrſchers und inſoweit mit Recht, als ſeine ſubjektive Beurteilung von Zuſtänden und Staatsmännern der allein beſtimmende Faktor der ruſſiſchen Politik war. Zu dem tiefwurzelnden Mißtrauen des Kaiſers gegen das parlamentariſch regierte England geſellte ſich ſeit der Julirevolution eine haßerfüllte Feindſchaft gegen Frankreich. Nikolai I. war tief überzeugt, daß alles Schlimme, was Rußland damals traf: der polniſche Aufſtand, die Meutereien in den Militärkolonien — aus Frankreich kam. So wurde in ſeinen Augen das Königreich des „Thronräubers“ Louis Philipp zum gefährlichſten Seuchenherd, vor deſſen Miasmen er ſein Rußland bewahren wollte, deſſen Heil und Stärke auf „feſten Prinzipien“ beruhte. Als Bollwerke ſollten ihm Preußen und Öſterreich dienen, mit denen vereint er Frankreich, als Hort und Quelle revolutionärer Verirrungen, und England, als Verbreiter freiheitlicher Ideen und Störer der verſchlungenen Fäden ruſſiſcher Orientpolitik, bekämpfen wollte. Und als Konſequenz dieſer Anſchauung ergab ſich die ſittliche Pflicht und Notwendigkeit, als „Oberpolizeimeiſter von Europa“ — wie Akſakow Nikolai I. genannt —

über dem prinzipientreuen Gang der inneren Politik der beiden Nachbarmächte zu wachen. Dazu dienten ſeine häufigen Reiſen ins Ausland: nach Berlin zu König Friedrich Wilhelm III., dem die echt ſoldatiſche und ritterliche Perſönlichkeit ſeines Schwiegerſohnes gewaltig imponierte, und in böhmiſche Kurorte zur Ausſprache mit dem alten Kaiſer Franz I. und deſſen prinzipienfeſtem Staatskanzler Metternich, vor deſſen Verſchlagenheit Nikolai I. immer ein geheimes Grauen empfand. Die herrſchende Stellung, die er im Bunde der drei konſervativen Oſtmächte gewann, ſuchte er auch für die ruſſiſche Orientpolitik nutzbar zu machen, die nach dem letzten Kriege eine ganz neue Wendung nahm.

Aus dem Erbfeind der Türkei wurde ihr großmütiger, nur etwas zu machtvoller Beſchützer gegen den einſtigen Zuckerbäcker und damaligen Vizekönig von Ägypten Mohamed Ali, deſſen europäiſch ausgebildete Truppen die Heere des Sultans wiederholt ſchlugen und ſchließlich Konſtantinopel ſelbſt bedrohten. Zum Schutze der türkiſchen Hauptſtadt lief 1833 eine ruſſiſche Kriegsflotte in den Bosporus ein und landete ein ruſſiſches Korps am aſiatiſchen Ufer. Schiemanns Darſtellung zeigt, wie in der Folgezeit Metternichs geſchickte Politik Rußland aus ſeiner Stelle des alleinigen Schutzherrn der Türkei verdrängte und 1839 eine gemeinſame Hilfsaktion der Großmächte zu Gunſten des von neuem bedrängten Sultans organiſierte. Unter den Bergvölkern des Kaukaſus entſtand der ruſſiſchen Herrſchaft in der Sekte der Muriden ein fanatiſcher Gegner und in ihrem Oberhaupt Schamyl ein geſchickter Organiſator und Meiſter des Kleinkrieges. Viel ruſſiſches Blut iſt damals in den Wäldern und Schluchten des Hochlandes, vor den Mauern der zäh verteidigten Bergfeſten gefloſſen, ohne daß ein wirklicher Erfolg ſich erzielen ließ. Nach jeder Meldung über die „endgültige Pazifikation" folgte alsbald die Hiobspoſt von einem neuen Aufſtande. Mit Afghaniſtan wurden 1836 zum erſten Male direkte Beziehungen angeknüpft und ein perſiſch-afghaniſches Bündnis unter ruſſiſchem Protektorat geſchloſſen. Aber engliſche Truppen rückten in Kabul ein und vertrieben den ruſſenfreundlichen Emir. Die weiten Steppen und Wüſten Turkeſtans mit ihren noch unbezwungenen Chanaten hinderten Rußland an wirkſamer Hilfe. Daher wurde die Eroberung Chiwas beſchloſſen, die ſchon Peter der Große verſucht hatte. In derſelben Art, wie in neuerer Zeit England und Frankreich ihre Erwerbungen in Afrika einleiteten, wurde 1839 mit beträchtlichen Koſten und im tiefſten Geheimnis in Orenburg eine „wiſſenſchaftliche Expedition zur Erforſchung der Höhenunterſchiede zwiſchen dem Kaſpiſchen Meere und Aralſee" ausgerüſtet. Die Schneeſtürme der turaniſchen Wüſte bereiteten ihr ein klägliches Ende. Mit einem Verluſt von 3000 Mann und über 9000 Kamelen kehrte der Leiter der Forſchungsexpedition General Perowſki im Frühjahr 1840 nach Orenburg zurück, ohne mit den Chiwanern überhaupt gekämpft zu haben.

Schiemanns eingehende Schilderung des ruſſiſch-polniſchen Krieges räumt mit der Legende auf, als ob die matte und wirkungsloſe Kriegsführung

Diebitschs auf polenfreundliche Einflüsse des Großfürsten Konstantin zurückzuführen sei. Als der russische Oberkommandierende am 5. Februar 1831 mit 100.000 Mann aus Litauen hervorbrechend den Feldzug begann, hoffte er in einem Monat mit den Polen fertig zu sein und dann mit preußischen Truppen vereint weiter an den Rhein zu ziehen gegen Frankreich. Seine Energie brach sich an der militärischen Tatkraft des Gegners und den Verpflegungsschwierigkeiten infolge der unausrottbaren Unterschleife der Intendantur. Nicht die Ratschläge des Großfürsten, sondern die des Kaisers lähmten die russische Kriegsführung, da Diebitsch sie als Befehle betrachtete, die unweigerlich auszuführen seien, auch wenn dadurch schon begonnene Angriffsbewegungen rückgängig gemacht werden mußten. Im April brach die Cholera aus und raffte in beiden Heeren Tausende von Opfern dahin, darunter auch den Großfürsten Konstantin und den Feldmarschall Diebitsch. Zum ersten Mal erschien damals diese unbekannte und daher gefährliche Seuche in Europa. Schiemann entwirft ein anschauliches Bild von dem vergeblichen Kampf der Regierung gegen die Ausbreitung der Epidemie, die überall mit größter Heftigkeit auftrat und Aufstände hervorrief. Die Trunksucht des Volkes und die Bestechlichkeit der Beamten trugen die Hauptschuld an diesen Choleraunruhen. Die Polizei sammelte, wie üblich, die sinnlos Betrunkenen auf, lieferte sie aber als choleraverdächtig in die Hospitäler ab. Wenn dann die Gesunden inmitten der Kranken aus ihrem Rausch erwachten, mußten sie die Erlaubnis zur Flucht aus dem Schreckensort von den Krankenwärtern erkaufen. So entstand das Gerücht, daß die Polizei und die Ärzte die Cholera erfunden hätten, um sich zu bereichern. Am 3. Juli 1831 kam es in Petersburg zu wilden Tumulten. Lazarette wurden gestürmt, die Kranken befreit und die Ärzte verprügelt. Die Obrigkeit war ratlos und traute den aufgebotenen Truppen nicht, weil der einfache Soldat die Volksmeinung vom Wesen der Cholera teilte. Da griff der Kaiser selbst ein. Auf dem Heumarkt donnerte er die Menge an: „Nieder auf die Kniee! Bekreuzigt euch, betet!“ Und Tausende wilderregter Männer und Frauen fielen nieder vor dem Zorn ihres Kaisers. „Was habt ihr getan! Ihr habt mich vor der ganzen Welt beschimpft. Seid ihr Franzosen oder Polen? Ihr habt einen Arzt erschlagen. Tun das Russen? Ihr habt euch vor Gott versündigt. Bittet Gott um Vergebung!“

Der polnische Feldzug wurde erst wieder aufgenommen, als die Cholera zu erlöschen begann. Der neue Oberbefehlshaber Paskiewitsch zeigte nichts von dem kühnen Wagemut, den er im Kampf gegen Perser und Türken bewiesen hatte. Er hielt sich streng an einen kaiserlichen Kriegsplan und brach damit allen Anklagen gegen seine zaghafte Strategie an maßgebender Stelle die Spitze ab. Am 8. September wurde Warschau genommen und am 21. Oktober kapitulierte die letzte Festung Samocz. Damit war nach neun Monate langem Kampf der Aufstand niedergeschlagen. Während des Krieges hatte der Kaiser ernstlich den Plan einer neuen Aufteilung Polens erwogen. Alles Land

weſtlich der Weichſel ſollte an Preußen und Öſterreich kommen, Rußland durch Gebietsabtretung in Oſtgalizien entſchädigt werden. Nach dem Feldzuge ließ er jedoch dies Projekt fallen und wies auch den Gedanken weit weg, durch eine Politik der Milde und Verſöhnung die polniſch-ruſſiſche Feindſchaft zu überwinden. Die Revolution von 1830/31 hat Nikolai I. dem polniſchen Volke nie vergeben und durch Paskiewitſchs eiſernes Regiment Rache genommen für die Beleidigung ſeiner Perſon und ſeiner Prinzipien, für die Durchkreuzung ſeines Feldzugplanes gegen Frankreich und Belgien.

Von dem inneren Leben des Reiches in den 30-ger Jahren entwirft Schiemann ein ſehr trübes Bild: ergebnisloſe Reformentwürfe geheimer Regierungs-Kommiſſionen, Käuflichkeit der Beamten, ſchreiende Mißſtände in Gericht und Verwaltung, ſteigende Unzufriedenheit der Maſſen, Bauernaufſtände, die allein durch Militär unterdrückt werden konnten. Von dieſer Unzufriedenheit klang nur wenig an den Kaiſer heran trotz ſeines eifrigen Beſtrebens, ſelbſt zu ſehen, zu prüfen und zu entſcheiden. Raſtlos durchquerte er im ſauſenden Wagen ſein weites Reich, glaubte überall unerwartet zu erſcheinen und erblickte in dem ſorgfältig vorbereiteten Bilde, das er ſah, eine Wirklichkeit, die meiſt wieder verſchwand, wenn er den Rücken kehrte. Wo er Unordnung entdeckte, griff er rückſichtslos und übermäßig ſtrafend ein. In dem Bewußtſein, alle Kraft an die Erfüllung ſeiner Regierungspflichten zu ſetzen, ſo wie er ſie verſtand, war Nikolai I. höchſt empfindlich gegen eine Kritik ruſſiſcher Zuſtände. Mancher hohe Beamte hat ſeine oppoſitionelle Stimmung einem geheimen Tagebuch anvertraut, nur wenige haben den Mut gehabt, ihre ketzeriſche Geſinnung offen auszuſprechen. Der alte Parrot, weiland Rektor der Univerſität Dorpat und Freund Alexanders I., wagte es 1831 in einer Denkſchrift an den Kaiſer und empfahl als Heilmittel die Verleihung einer Verfaſſung. Es wurde dem Greiſe verziehen. Nicht ſo einem jüngeren Manne, dem dim. Rittmeiſter der Garde Tſchadajew, der in der Moskauer Geſellſchaft durch Geiſt und Kenntniſſe eine hervorragende Stellung einnahm und 1836 in einer Zeitſchrift eine höchſt peſſimiſtiſche Schilderung der bisherigen Entwickelung ſeines Vaterlandes veröffentlichte, die in einem Sehnſuchtsſchrei nach der Freiheit des Abendlandes ausklang. Auf kaiſerlichen Befehl wurde er ärztlich unterſucht und für irrſinnig erklärt.

Die konſervativ-nationaliſtiſche Richtung der Regierungspolitik bedrohte auch die hiſtoriſche Sonderſtellung der baltiſchen Provinzen. Die Angriffe der herrſchenden Büreaukratie richteten ſich gegen die deutſche Schule und die Landesprivilegien. Der Miniſter der Volksaufklärung Graf Uwarow ſuchte durch Verſtärkung des ruſſiſchen Sprachunterrichts die künftige Ruſſifizierung des Schulweſens vorzubereiten, ſcheiterte aber an der Unmöglichkeit, brauchbare Lehrer des Ruſſiſchen zu finden. Auch läßt ſich nicht verkennen, daß paſſiver Widerſtand geleiſtet wurde, da aus dem politiſchen Ziel des ruſſiſchen Sprachunterrichts kein Hehl gemacht wurde. Für die Erhaltung der Landesprivilegien

trat der Kaiser mit ganzer Energie ein, da er unter Landesrecht das „Recht der Ritterschaften" verstand. Von dem letzteren hatte er eine hohe Meinung und ebenso von der konservativen und monarchischen Gesinnung der „Ostseeritter", wie er sie nannte. Er sah, anders als Peter der Große, in ihnen einen Damm gegen die auf Neuerungen ausgehenden Ideen Westeuropas. „Was die Privilegien anbetrifft — sagte er dem Präsidenten des Reichsrates Fürsten Wassiltschikow — so werde ich sie jetzt und so lange ich lebe, auf das allerentschiedenste verteidigen, und es soll niemandem einfallen, an mich mit dem Vorschlage heranzutreten, sie abzuändern. Zum Beweis, wie sehr ich sie schätze, bin ich sofort bereit, ein Diplom als livländischer Edelmann anzunehmen, wenn die Ritterschaft es mir darbringt." Dann wandte er sich an den anwesenden Großfürsten-Thronfolger und fügte hinzu: „Das sage ich auch für Dich: laß es Dir eine unerschütterliche und heilige Pflicht sein, stets zu halten, was Du versprochen hast."

An der Hand von Briefen Nikolais I. an seine Gemahlin, eines Tagebuches der Kaiserin und ihrer Korrespondenz mit den Prinzen Friedrich Wilhelm und Wilhelm von Preußen entwirft Schiemann ein hübsches Bild von dem glücklichen, fast ideal zu nennenden Familienleben des Kaisers, der in der Tochter der Königin Luise die treueste Lebensgefährtin fand bei allen Freuden und Triumphen und ebenso in den politischen Sorgen, die auch in der äußerlich so glanz- und machtvollen Regierungszeit der 30-ger Jahre Nikolai I. oft bedrängten.

Das Schiemannsche Werk bietet keine systematische Darstellung der Geschichte des ganzen Reiches unter Nikolai I., und der russische Historiker wird daher manche Ausstellungen machen. Die so bedeutungsvolle Finanzreform Kankrins, die Besserung der wirtschaftlichen und rechtlichen Lage der Domänebauern durch Kisselew und sein Projekt der Aufhebung der Leibeigenschaft sind nicht genügend gewürdigt worden. Über die Religionsverfolgungen, die unter Nikolai I. wieder aufkamen, über die Massenverbannung von Duchoboren und Molokanen in den Kaukasus und nach Sibirien, über die Bedrückung der Altrituellen, über die ganze eigenartige Politik des Heiligen Synods unter Leitung seines Oberprokureurs, des Kavalleriegenerals Grafen Protassow, schweigt sich Schiemann aus. Nur die Judenverfolgung wird erwähnt, die zur Festlegung des Ansiedlungsrayons in den ehemalig polnischen Provinzen führte, wohin alle Hebräer aus dem Innern des Reiches getrieben wurden, die nicht reich genug waren, eine Aufhebung des Kaiserlichen Befehls für ihre Person von der Polizei erkaufen zu können. Fast schon im Stile eines Hofhistoriographen berichtet der Verfasser ganz kurz über die von der Regierung erzwungene Vereinigung der griechisch-unierten Kirche Westrußlands mit der Staatskirche und leugnet die Anwendung des Zwanges, „weil er nicht notwendig war." Der Pariser Professor A. Leroy-Beaulieu, einer der besten Kenner der neueren russischen Geschichte, hat ganz anders darüber geurteilt.

Trotz dieſer Mängel bietet das Schiemannſche Werk einen wertvollen Beitrag zur Kenntnis einer Periode der ruſſiſchen Geſchichte, die bisher noch wenig erforſcht war. Bis zum Jahr 1840 iſt die Darſtellung bisher geführt worden. Ein vierter Band ſoll das Werk zum Abſchluß bringen. Er wird uns die letzten 15 Jahre des Regiments Kaiſers Nikolai I. ſchildern, ſeinen Triumph und ſeine Niederlage.

Nachdruck verboten.

# Vom Seelenleben der Chineſen.

Dr. med. R. Baron Budberg (Charbin).

Viele Eigentümlichkeiten, bedingt durch die Sprache, traditionelle Überlieferungen und Lebensbedingungen, geben von früheſter Jugend dem Chineſen eine beſondere Denk- und Empfindungsart. Zunächſt ſpringt uns in die Augen, daß das chineſiſche Kind ſpäter, als bei andern Völkern, das eigene „Ich“ empfinden lernt. Der Chineſe fühlt ſich als ein ſo unwichtiger Teil der großen Welt, in der er lebt, daß es ihm ganz fremd iſt, die Vorgänge in ihr im Verhältnis zu ſich zu bemeſſen. Nicht der Sprache, ſondern der Pſychologie entſpringend, ſind Begriffe wie „links“, „rechts“, „vor“ und „hinter“, in Bezug auf die eigene Perſon, nicht üblich. Ganz kleine Kinder kennen bereits die Himmelsrichtungen. Wenn ſie, aus dem Hauſe tretend, gefragt werden, wohin ſie gehen, werden ſie nicht antworten: nach links, rechts ꝛc., ſondern die Himmelsrichtung angeben. In China iſt es freilich nicht ſo ſchwer, ſich über die Himmelsrichtungen zu orientieren; man braucht nur auf die Wohnhäuſer zu ſehen, denn die Front iſt ſtets nach Süden gerichtet, auch das Laub der Bäume und Pflanzen verrät den licht- und wärmeſtärkern Süden oder, wie man hier ſagt, alles ſchaut dem Lichte zu. Zur Grundlage jeder chineſiſchen Stadt und jedes Dorfes dient die Kreuzfigur: von Süden nach Norden und von Oſten nach Weſten ſind die Hauptſtraßen angelegt. Dieſe eigentümliche Art, Vorgänge um ſich herum nicht nach der eigenen Perſon zu fixieren, geht bald auch dem ganz unter Chineſen lebenden Europäer in Fleiſch und Blut über und übt unwillkürlich einen Einfluß auf ſeine Weltanſchauung aus.

Einen großen Einfluß übt ferner die Eigentümlichkeit der chineſiſchen Sprache aus, die keine Vokabeln, wie andere Sprachen, beſitzt. Nur etwa 300 Silben ſetzen die ganze Sprache zuſammen. Die einzelne Silbe zu brauchen, hat natürlich keinen Sinn, denn ihr können unzählige Begriffe angehören. Dieſe ſcheinbare Primitivität der geſprochenen Sprache bringt es mit ſich, daß zu größerer Verſtändlichkeit immer mehrere elementare Begriffe oder Silben zu einem umfaſſenderen Begriff oder Wort zuſammengeſetzt werden. Nehmen wir ein Beiſpiel. Der Begriff des Zerbrechens wäre die Silbe „huai“, aber der Laut als ſolcher, ſelbſt wenn er in einer der 4 vorhandenen Tonhöhen geſprochen würde, könnte hunderterlei Bedeutungen haben. Um nun in der Schilderung verſtändlich zu ſein, wird notwendig noch ein präziſierender Begriff verlangt, je nach der Kraft, die gewirkt hat: z. B. zerdrückt (von

einer herübergewälzten Kraft, wie etwa einem Wagenrade, einer Walze) — „ja"; durch seitlichen Zusammenstoß zweier Gegenstände — „pöng"; durch Bersten infolge einer von Innen her wirkenden Kraft — „puo". Diese Eigentümlichkeit der Sprache weckt notwendig die Beobachtungsfähigkeit, wie sie andrerseits der Fähigkeit, seine Gedanken schnell von einer Sache zur andern gleiten zu lassen, hinderlich ist. Sogen. europäische Ballgespräche lassen sich in chinesischer Sprache überhaupt kaum führen. Diese eigentümliche Schwierigkeit der Sprache, zu der auch noch viele andere hinzukommen, die notwendig den Geist entwickeln, dürfte es uns erklären, daß man unter den Chinesen einem wirklich ausgesprochen dummen Menschen, wie man sie unter andern Völkern häufig findet, wohl kaum je begegnet.

Die eigenartige, ins Empfinden des chinesischen Kindes gepflanzte Bescheidenheit in Bezug auf seine Stellung zu der es umgebenden Welt wird weiter gemehrt durch das patriarchalische System der Familie, das auf höchster Liebe und Achtung zu den Eltern und Voreltern basiert und in dem Ahnenkultus seine Wipfel bis in die unsichtbare Welt der Ewigkeit erstreckt. Und auf der andern Seite, in der reellen Welt, beschränkt sich der Respekt auch nicht nur auf das Haupt der Familie, sondern geht weiter hinauf zu den Ältesten des Stammes und des Dorfes, von dem als Vater zu achtenden Beamten bis hinauf zum Vater des Volkes, dem Kaiser, der, das Volk zusammenfassend, im Himmelstempel die Reichsopfer bringt. Wie unendlich klein, wie nichtig fühlt der Chinese seine Stellung in der Welt! Ohne diese natürliche Liebe zu seinen Eltern und seiner Familie, ohne diesen ehrfürchtigen Respekt vor dem Höhern, kann er, der Winzige, losgelöst von dieser Kette, sich kein Leben, keine seelische Befriedigung denken. Er gründet sich ja nicht einmal, wie es bei andern Völkern der Fall ist, eine Familie, er freit sich keine Frau. Seine Eltern nehmen sich, den Charakter ihres Sohnes und alle in Frage kommenden Verhältnisse genau überlegend, eine Tochter ins Haus, die zugleich dem Sohne Gattin wird. Das Heiraten ist bei den Chinesen keine Trennung vom elterlichen Nest, es ist die Einfügung einer neuen Masche ins Netz.

Alles bis in die kleinsten Details baut sich im Leben des Chinesen auf rationelle und natürliche Grundfesten auf, die in natürliche Liebe und notwendigen Respekt auslaufen. Man sagt, der wahre Chinese könne keine Religion besitzen, die Bescheidenheit verbiete ihm, seinen Geist hinausschwingen zu lassen in Sphären, die keinen reellen Boden besitzen. Gäbe es ein einheitliches religiöses System, das alle Welt von Ewigkeit zu Ewigkeit beherrscht hätte, dann wäre vielleicht auch der Vernunftsmensch, der Chinese, fähig, sich an abstrakte Dinge zu halten. So wenig Fähigkeit der Chinese besitzt, sich in abstrakte Vorstellungen hereinzuleben und in ihnen Halt und Trost zu finden, so sehr neigt er dazu, sich Ahnungen hinzugeben, scheut sich aber stets, seine Gedanken in dieser Richtung zu einem System, an das er sich halten möchte, zu formen.

Immer wieder schwebt dem Chinesen, wo er auf abstrakte Sphären stößt, Chinas großer Lehrmeister, Konfuzius, vor, der auf die Frage, was er über den Tod denke, lächelnd antwortete, wie er sich wohl vom Tode Vorstellungen machen könne, da ihm nicht einmal alles das bekannt sei, was man Leben nenne. Und fragten ihn seine Schüler, was er über das Sein oder Nichtsein nach dem Tode dächte, so zürnte er über eine solche anmaßende Frage. Und doch übte Konfuzius den Ahnenkultus freilich nur aus natürlicher Pietät und weil vielleicht eine Seelenverbindung vorhanden wäre, wie ein unbe-

ſtimmtes Ahnen kündete. Wer viel Chineſen hat ſterben ſehn, ſtaunt wohl über die Ruhe und Ergebenheit, mit der ſie dieſen Schritt in das ihnen unbekannte Inſeits tun.

Einem ſtillen Ahnen, wie Konfuzius, ſich hinzugeben, liebt der Chineſe, hat aber eine Scheu, die in Gedanken gefaßten Ahnungen andern mitzuteilen. Daß es außer den ihm bekannten Naturkräften viele andere gibt, die noch nicht erfaßt ſind, weiß er, er erſcheint daher in hohem Grade abergläubiſch, dieſe Art Aberglauben iſt indeſſen die Folge geiſtiger Beſcheidenheit. Aus Schönheitsſinn liebt er es, ſich die Kräfte der Natur in Perſonenformen vorzuſtellen, überall in der Natur einen Hauch des Göttlichen zu ſpüren. In wie ſchönen Formen äußert ſich dieſes in ſeinem Kunſtſinn, wobei er es ſo fein verſteht, Fleiß und Kunſt des Menſchen mit myſteriöſen Naturformen abwechſeln zu laſſen. Ich führe gleich einige Beiſpiele an. Vor Augen ſteht mir ein Tempel in der Stadt Hulanhö. Im erſten Augenblick ſcheint es uns, als fehle es den Hütern dieſes Tempels an Ordnungsſinn. Welch ein Reichtum kunſtvoller Schnitzereien und menſchlichen Fleißes ziert den Fries des Gebäudes, in feinſten Details ausgearbeitet! Man ſieht, es iſt hier wirklich *Liebe* bei der Arbeit zum Preiſen des Göttlichen am Werke geweſen. Doch in ſeltſamem Kontraſt zu dieſem Werk menſchlichen Kunſtſinnes und Fleißes ſtehen die mächtigen Säulen auf Steinſockeln, die das Dach mit dem kunſtvollen Fries tragen: es ſind kaum bearbeitete Baumſtämme, ſo wie ſie in ihrer Kraft und Schönheit die Natur formte. In edler Konkurrenz und ſchöner Harmonie preiſen die Werke der Natur, vereint mit dem Schönheitsſinn und dem Fleiß der Menſchen, die himmliſchen Kräfte. Zwiſchen den Tempelgebäuden liegen kleine Fußſtege aus ſauberen weißen Fließplatten, in muſterhafter Ordnung erhalten, während daneben zu beiden Seiten wildes Unkraut unbehindert aufgeſchoſſen iſt, — und mitten aus dieſer Wildnis heraus ſchaut uns der Kopf einer kunſtvoll aus Stein gemeißelten Schildkröte entgegen, auf ihrem Rücken eine Tafel tragend, deren Inſchrift die Werke von Leuten preiſt, die lange ſchon dahingegangen ſind, aber über ihr irdiſches Leben hinaus durch menſchliche Ideale und Tugenden ausgezeichnet waren. Knorrige alte Bäume überſchatten dieſen Ort geiſtiger Sammlung; mit kunſtvoller Hand haben frühere Gärtner es verſtanden, ſie ſich zu ſog. „Geiſtesbäumen" zu formen, hier und da eigentümliche Knorren bildend, dort wieder die Zweige ſo ſprießen laſſend, daß man aus ihnen ſinnreiche Hieroglyphen entziffern kann. Wie viel des Myſteriöſen liegt hier verſteckt, welche Kräfte greifen da an unſer Herz, unſern Verſtand, zu welcher Beſcheidenheit mahnt uns dieſe Sprache der Wunder der Natur, die Liebe zum Schönen derer, die hier mit fleißiger Ergebenheit zum Preiſen des Göttlichen formten! Es iſt ein immer wiederkehrender ſchöner Zug im Chineſen, nicht überall die Schönheiten der Natur zu zerſtören, beſonders da, wo myſteriöſe, zum Nachdenken und tieferem Empfinden anregende Formen exiſtieren.

Wer in der Nähe von Dörfern über kleine Bäche geſchritten iſt, hat ſich oft ſehr gewundert über die merkwürdige Art, wie hie und da die Stege gebildet ſind. Statt aus ökonomiſchen Rückſichten ein einfaches Brett an bequemſter Stelle über den Bach zu werfen, iſt gerade eine Stelle mit ſtärkerem Strom, anheimelndem Murmeln ꝛc. gewählt und hier ein ganzer Baumſtamm ſo übers Waſſer geworfen, daß ſeine unbearbeiteten Äſte dort, wo es am nötigſten iſt, ein ſchützendes Geländer bilden. Auf die Frage, warum hier mehr Arbeit und Material als nötig verwandt ſei, antwortet der Chineſe, dieſes erhöhe die Leiſtungsfähigkeit und die Liebe der Anwohner.

Ich erinnere mich einer Fußtour, die ich unweit Charbins machte. Unſer Weg führte uns durch prächtige Maisfelder, weit entfernt von menſchlichen Anſiedlungen, auf ein gar zu traurig ausſehendes Feld des chineſiſchen Rieſenrettigs; ſeine graugrünen häßlichen Blätter kontraſtierten ſehr mit den andern, in friſchem Grün ſtehenden Feldern. Doch eigentümlich, in den 4 Ecken des Feldes waren in prächtiger Fülle ſtehende, große rote Blumen gepflanzt! Erſtaunt fragte ich meinen kleinen chineſiſchen Begleiter, welchem Zweck denn hier dieſe ſchönen roten Blumen dienten? „Siehſt Du denn nicht, wie traurig dieſes Feld hier iſt? Die Blumen ſollen nur das Herz derer erfreuen, die hier arbeiten.“

Seine große Beſcheidenheit und Zurückhaltung in geiſtlichen Fragen macht den Chineſen duldſam gegenüber jeder auf Sittlichkeit gegründeten Glaubensauffaſſung anderer. Nur für ſich ſelbſt, ſo lange ſein Gewiſſen rein iſt, möchte er ſein den natürlichſten Vorgängen im Leben angepaßts konfuzianiſchs Moralſyſtem nicht mit einer Religion vertauſchen, die die Moral auf abſtrakte Syſteme ſtützt, wo erſt im Jenſeits den Menſchen durch Hölle und Paradies die Abrechnung erwartet. In der Kunſt, ſeine Phantaſie in abſtrakte Gebiete, ja in das Jenſeits hinüberſchweifen zu laſſen, verſündigt er ſich indeſſen keineswegs gegen die konfuzianiſche Moral.

Als ich einſt mein Haus einer Aufbeſſerung unterwerfen mußte, nahm ich einen alten Chineſen an, der Phantaſie und Maltalent beſaß, damit er mir aus dem Seelenleben der Menſchen etwas an die Wände male. Wie originell war ſein Werk! Ein hoher Fels, von dem aus Räuber einen Menſchen in den Abgrund ſtürzen, unter ihm ſtreckt ſich eine Hand aus, die ihn rettet. Der Alte erklärt mir: „Auch auf Erden gibt es Wunder, die das Gute nicht untergehen laſſen; im Herabgeſtürzten denke ich mir einen braven Menſchen; die Hand ſoll die Hand des gnädigen und gerechten Gottes ſein“. „Ja, gibt es denn einen Gott“? frage ich ihn.„Das weiß kein Menſch; es iſt dieſes ja nur ein Bild, doch will ich damit nur ſagen, daß dem Tugendhaften außer der innern Zufriedenheit auch noch des Himmels Güte gar häufig zu teil wird!“ Ein anderes Bild, das er übrigens einer ſehr bekannten Erzählung entnommen hat, ſtellt eine Hinrichtung dar, wobei das Schwert im Augenblick des Hiebes, ehe es den Nacken des Unſchuldigen berührt hat, bricht. Ein weiteres Bild ſtellt einen fliehenden Menſchen dar, verfolgt von ſcheußlichen Ungetümen; ein weißer Hauch ſperrt ihnen den Weg zum Verfolgten ab. Der Alte erklärt mir: „Unglück und böſes Gewiſſen ſtellen dieſe Untiere dar; der Verfolgte bereut ſeine Sünden, und Gottes Hauch richtet ihn auf und befreit ihn von den Verfolgern“. Alle dieſe drei Bilder und noch ein viertes, in ähnlichem Sinne, nehmen eine ganze Wand ein, über ihnen befindet ſich, in menſchlicher Geſtalt, eine Gottheit, deren Beziehung zu den einzelnen Vorgängen durch nebelartige Streifen, die von der Gottheit ausgehen, ausgedrückt ſind.

Es entſpricht nicht der Wirklichkeit, wenn man die Chineſen in Buddhiſten, Taoiſten ꝛc. teilt; zu einer ausgeſprochenen Religion rechnet ſich kein Chineſe, außer den Prieſtern, Mönchen und Aſketen, und ſelbſt bei letztern können wir nicht von wahrer Glaubensüberzeugung ſprechen. In ihnen allen ſteckt der eigentümliche Zug, die Liebe zur Natur mit ihren geheimnisvollen Kräften und das Jenſeits mit den abſtrakten Begriffen einer Seelenwanderung, einer Auferſtehung, einer Geiſterwelt mit Gott und Gottheiten, guten und üblen Prinzipien, zu verbinden. Anheimeln tut die meiſten die Seelenwan-

derung, wobei ſie ein innerer Trieb in engere ſeeliſche Verbindung zu allen Lebeweſen der ſie umgebenden Natur ſetzt. Die meiſten Anhänger beſitzt etwa folgendes Syſtem. Mit dem Tode verläßt die ihrer ſelbſt bewußte Seele den Körper. Die Trennung von dieſer Welt, von allen reellen Beziehungen zu den Seinigen, iſt ſchwer. Die Erinnerung an alle Sünden des irdiſchen Lebens, beſonders an das, was man den Seinen gegenüber verſäumt hat, veranlaßt bittere Seelenſchmerzen. Je inniger die Gedanken der Familienglieder, je größer und herzlicher die Totenopfer ꝛc. dargebracht werden, deſto leichter läßt ſich der Seelenſchmerz, der verſchieden lange dauern kann, überwinden. Hat die Seele dieſes Inſichkehren und mit ihr die Trennung von den Ihrigen überſtanden, dann übergibt der allgerechte Gott die Seele der Vormundſchaft des Affen. Der Affe, auf deſſen Geſicht ſich niemals ein Zug des Lächelns abſpielt, der alles, was er auch tut, mit gleichem Ernſte vollbringt, der durch nichts ſich beſtechen läßt, nur wie ein reiner Vernunftsmenſch Gerechtigkeit anerkennt, erſcheint für die ihm aufgetragenen Vertrauenspflichten der beſte Repräſentant zu ſein. Er ſtellt ein peinliches Verhör über alles an, was die Seele des Verſtorbenen auf Erden Gutes oder Schlechtes getan hat. Alles wird von ihm protokolliert, und wehe der Seele, die unwahr iſt oder ihre ſchlechten Handlungen zu verſchönern ſucht! Sie wird ſofort geſtraft und hart geſtraft. Nur wenn das ganze Vorleben in völliger Klarheit fixiert worden iſt und die Seele bereits für alles Schlechte geſtraft worden war und in ſich gekehrt iſt, dann führt der Affe die Seele vor den Richterſtuhl des allgerechten und vollkommenen Gottes. Hier werden auf gigantiſcher Wage alle die guten und böſen Handlungen der Seele gemeſſen, und nach dem erhaltenen Reſultat beſtimmt der allgerechte Gott, in welch ein neu erſtehendes Lebeweſen die Seele zur Welt zurückkehren ſoll. Je nach den vorher an den Tag gelegten beſonderen Charaktereigenſchaften kann die Seele in einen neu erſtehenden Menſchen, der geiſtig oder körperlich ausgezeichnet oder auch mißgebildet iſt, verpflanzt werden, ſie kann aber auch in ein beliebiges, neu erſtehendes Lebeweſen aus der großen Tierreihe verſetzt werden. In den verſchiedenen Tieren mit ihren ſehr ausgeprägten Charaktereigenſchaften ſpürt der ihnen ſich naheſtehend fühlende Chineſe ganz dem Menſchen verwandte ſeeliſche Eigentümlichkeiten, deren Herkunft er von früher aus dieſer Welt abgeſchiedenen Menſchen ſich zu erklären ſucht. Dieſes eigentümliche, im Chineſen ruhende Empfinden, gibt dem Wechſelverkehr zwiſchen Menſch und Tier ein beſonderes Gepräge, das dem beobachtenden Europäer häufig in die Augen ſpringt. Später will ich auf dieſe Wechſelbeziehungen noch zurückkommen.

Iſt nun das Urteil des allgerechten Gottes geſprochen, ſo wird die Seele für die vorzunehmende Metamorphoſe wieder dem Affen überlaſſen. Zu dieſem Zweck reicht der Affe der Seele in einer Schale ein das Vorleben vergeſſenmachendes Getränk. Nur äußerſt ſelten gelingt es einer Seele, einen Teil des Inhaltes der Schale zu vergießen. Der Trieb zu dieſem Überliſten wohnt den Seelen inne, die im Leben ſtets nach Ergründung der Wahrheit ſtrebten. Es gelingt keiner Seele, den ganzen Inhalt der Schale auszugießen, und auch der geringe Inhalt genügt, um die Erinnerung an das Vorleben zu nehmen. Solchen Seelen iſt dann ein unermüdliches Streben eigen, durch Beobachten und tiefes Forſchen die ihr geiſtiges Auge umgebenden Nebel zu durchdringen und die Tiefen aller Wahrheit zu ergründen. Das Schickſal führt dazwiſchen dieſe Menſchen in den Kreis zurück, in dem ſich ihr Vorleben abſpielte, in dem ſich ihr ſeeliſches und geiſtiges Empfinden formte.

Ihr Leben und Empfinden, das einem unter Fremden und in der Fremde herumirrenden Menſchen glich, wird hier in dem Kreiſe, wo ihr Vorleben ſich abſpielte, warm, ſie verſtehen ihre Umgebung, erkennen das Gute und Schlechte, fühlen ſich zu Hauſe und ihr Gemüt findet Troſt an ſo vielem, das ſie in der Fremde miſſen mußten. Faſt jeder Chineſe hat, obwohl er innig an der Heimatſcholle hängt, den Trieb in die Ferne, zur Erforſchung anderer Gegenden, ſei es auch nur aus Erwerbstrieb; faſt alle in der Ferne lebenden Chineſen zieht es aber andrerſeits zur Heimat zurück, zu wieder innigen Wechſelbeziehungen mit den Ihrigen. Doch begegnen wir dazwiſchen unter ihnen Perſonen, – meiſt ſind es Gelehrte, — die wirklich in ganz auffälliger Weiſe, in ihnen bisher ganz fremde Gegenden und Kreiſe verſetzt, nicht nur ſeeliſche Befriedigung, ſondern auch in ſo hohem Maße Verſtändnis für alles ihnen eigentlich völlig Fremde zeigen, wie ſolches ihrem Empfinden und Verſtande in dem von Jugend an gekannten Heimatskreiſe nie gelingen wollte. —

Doch dieſes Syſtem, wie alle andern, die zur Verbindung der reellen Welt mit der abſtrakten dienen, ſtellen nie und nimmer Glaubensbekenntniſſe dar, ſondern nur anſprechende Formen, in die man das geheimnisvolle überirdiſche Gebiet kleidet. Nichts Metaphyſiſches leugnen und nichts als abſolut gewiß hinzuſtellen, alles Tun und Laſſen in Harmonie mit den natürlichen Geſetzen der Moral zu bringen, ſo wie es Konfuzius verſtändlich lehrt, iſt das jedem Chineſen in Gewiſſen, Verſtand und Empfinden eingeſchriebene Glaubensbekenntnis, ohne deſſen Beachtung er auf kein zufriedenſtellendes Daſein rechnen kann. Abſtoßend und unmoraliſch erſcheint jedem wohlerzogenen Chineſen das Prinzip, ſein Tun und Handeln bloß den Vorſtellungen von Gott, der Auferſtehung und den Belohnungen oder Strafen nach dem Tode anzupaſſen.

Die innige Zuſammengehörigkeit der Familie, wo jedes Glied für das Ganze lebt, bringt es mit ſich, daß jedem von ſehr früher Jugend an die ſeinen Kräften angepaßten kleinern und größern Pflichten zuerteilt ſind. Die Kleinſten helfen den Frauen bei Erfüllung ihrer häuslichen Arbeit; ihnen iſt es meiſt auch überlaſſen, im Herbſt Reiſig und Spreu zur Feuerung, in Dörfern und Städten Dünger zu ſammeln. Im Frühling und Sommer hat die kleine Welt vollauf zu tun, denn ihr iſt es überlaſſen, die Kräuter zu ſammeln, die den weſentlichſten Beſtandteil der Mahlzeiten ausmachen. Noch lange ehe der wärmere Frühling den harten Winter überwunden hat, wenn noch kein Grün das Wiederaufleben der Natur verrät, jauchzt ſchon die kleine Schar den Gaben zu, die die Natur ihnen nun von Tag zu Tag reichlicher ſpenden wird. Zunächſt ſind es nur die ſaftigen Wurzeln des Löwenzahnes, die ſie mit einiger Mühe aus dem feſten Erdreich ſcharren; doch von Tag zu Tag mehren ſich die Eindrücke und ſteigern ſich in ihnen die Freuden, die ſie mit der Natur verbinden. Wie ſind mir die Stunden, wo ich zum erſten Mal, während des Krieges, im Kreiſe der Bauerkinder weilte, traumhaft ſchnell vergangen! Von jedem Gräschen, von jeder Pflanze konnte ich durch dieſe Kleinen erfahren, wozu ſie nützlich ſeien, ob der Menſch, die Tiere ſie genöſſen, wann ſie genießbar ſeien und wann nicht, und vieles, vieles andere. Es lebt die Jugend im Austauſch dieſer Naturbeobachtungen, nie fehlt es ihr an geiſtiger Nahrung, und die Welt wird ihnen dadurch zum Paradies. Puppen und allerlei zweckloſe Spielſachen finden wir kaum je in der chineſiſchen Familie, zu reich iſt die Natur in dem, was ſie dem Kinde an Beobachtungen zugänglich macht. Es ſteckt gewiſſermaßen ein Zug im Chineſen, alles das,

was sein Herz erfreut, dem zu entnehmen, was ihn mit der Natur verbindet. Statt der Puppen überläßt man kleinen Mädchen die Pflege kleiner Kinder, und sind in der eigenen Familie keine Kleinen, dann leiht man gern sein Töchterchen den Nachbarn als Wärterin oder auch umgekehrt das lebende Spielzeug für die eigene Tochter, der bald alle Handgriffe und zu beobachtenden Regeln der Kinderpflege beigebracht sind. Die Knaben aber haben viel mit der Erziehung der Tiere zu tun. Oft habe ich von Europäern die naive Ansicht gehört, es liege an der Rasse der chinesischen Schweine, daß diese das Erdreich nicht aufwühlen, ebenso daß die Hühner nicht in den Feldern scharren und in mannigfaltiger Beziehung alle Tiere bei den Chinesen gesittete Formen besitzen. Aber nur die systematische Erziehung aller dieser Tiere macht sie wohlerzogen! Im Verkehr mit den Pferden, die ohne Zügel die großen chinesischen Lastwagen ziehen, bedient sich das Volk einer besondern, aus prägnanten kurzen Silben zusammengesetzten Sprache, die alle nötigen Begriffe ausdrückt und den Pferden verständlich ist. Zur Entfernung des Unkrautes in den schon bestellten Feldern bedienen sich die Chinesen eines kleinen Pfluges, der vom Pferde durch die Ackerfurche gezogen wird, zu welchem Zweck das Pferd gelehrt wird, einen Fuß über den andern setzend, in der Furche zu gehen. Diese Dressur ist der Jugend überlassen, und es gibt verschiedene Methoden, diese Gangart schon dem Fohlen beizubringen, wobei das Temperament und die verschiedenen Charaktereigenschaften die jugendlichen Lehrmeister zu vielen Beobachtungen anregen. Ebenso wie das Pferd bedarf der auf der Dreschtenne oder am Göpelwerk beschäftigte Esel einer Schulung. Die scharfen Beobachtungsgabe, gepaart mit grenzenloser Geduld, gibt dem Chinesen ein großes Talent, Tiere zu dressieren. So manche Beobachtungen in dieser Richtung, die wir vom chinesischen Bauernknaben erfahren, dürften zu wirklich wissenschaftlichen Forschungen anregen. Ein Beispiel möchte ich hier anführen. Das Hühnerei läßt sich von Tauben ausbrüten, diese Küchlein sind kräftig entwickelt und weit widerstandsfähiger als die künstlich ausgebrüteten; aber wenn sie erwachsen sind, zeichnet sie ein ganz besonders böser Charakter aus, sie fallen über Menschen und Tiere her, ohne irgend welche Furcht zu zeigen.

Im Wechselverkehr mit der Tierwelt schafft Liebe und Vertrauen der Tiere zu dem, der sie erzog, geradezu eine seelische Befriedigung in letzterem. Der Chinese ahnt in dem Tiere eben auch eine Seele, und um mit dieser in Verkehr zu treten, scheut er vor großen Mühen nicht zurück. Ein Tier im Käfig zu halten, ihm notdürftig die Nahrung zu seiner körperlichen Erhaltung zu bieten, hält der Chinese für roh. Das Tier in der Gefangenschaft muß unterrichtet werden, für den Verlust der Freiheit bietet ihm sein Herr Ausbildung von Talenten und impft ihm Vertrauen und Liebe zu sich ein.

Mit welch einer Geduld sehen wir Knaben und auch Erwachsene Spatzen, die aus dem Nest gefallen sind, aufziehen, bis sie selbst fortkommen können, und wenn schließlich das Schelten der alten Spatzen den jungen, der immer wieder zu seinem Erzieher zurückkehrt, schließlich ihm doch abspenstig macht, dann weint der Chinese ihm keine Träne nach, denn er weiß es, daß die natürliche Liebe seines Geschlechtes ihm sicherere und frohere Wege des Fortkommens zeigt, als alles das, was er seinem Zögling in der Gefangenschaft bieten kann. Verlassene kleine Tiere finden unter den Chinesen leicht barmherzige Menschen. Häufig bin ich in der Nähe der Städte wohlhabenden Chinesen begegnet, die, um gute Werke zu tun, am Ufer des Flusses Fischern

folgten, um die am Lande zurückbleibenden kleinen Fiſche wieder ins Waſſer zu werfen. Ähnliche Fälle der Barmherzigkeit den Tieren gegenüber könnte ich noch anführen, und was die Barmherzigkeit Menſchen gegenüber betrifft, ſo wird dieſe von Europäern, die aus Beiſpielen auf der Straße geſammelt ſind, ohne chineſiſche Einrichtungen und Pſychologie zu kennen, oft völlig verkannt. In den Städten exiſtieren überall Bettlerzünfte, denen ganz regelmäßig von der Bevölkerung gezahlt wird; gibt der vorübergehende reiche Chineſe dem Bettler auf der Straße nichts, ſo heißt dieſes nicht, daß er unbarmherzig iſt. An vielen Orten gibt es Armenhäuſer, in denen es den Inſaſſen geſtattet iſt, nur zweimal monatlich betteln zu gehen, um außer der freien Koſt und dem Unterkommen noch etwas zu ſammeln. Meiſt iſt es der 1. und 15. jedes Monates, wo dieſe Betteltage geſtattet ſind, daher ſollte man nicht ohne weiteres den Chineſen, der an andern Tagen dem Bettler nichts gibt, unbarmherzig nennen.

Doch noch einmal möchte ich zu dem Verhältnis der Chineſen zu den Tieren zurückkehren. Ich ſelbſt ſehe es gern, wenn meine chineſiſchen Burſchen im Hauſe ihren Tierpaſſionen nachgehen. Neben mir auf dem Tiſch ſteht ein niedliches, aus Stroh geflochtenes Käſtchen, in ihm ſitzt eine große grüne Heuſchrecke, tags und ſelbſt in der Nacht hört man ſie fröhlich zirpen, und meine Jungen ſagen mir, ſie könne den ganzen Winter über leben, ſelbſt in der kalten Chineſenhütte, nur müſſe ſie dann in eine holzartige Kürbisgattung, einen ſchlechten Wärmeleiter, getan werden. Es iſt bereits kalt, die Brüder und Schweſtern dieſer grünen Heuſchrecke haben ſchon längſt ihr Lied ausgeſungen und ihre Exiſtenz aufgegeben. Meine Jungen wollen mir einreden, daß dieſes Tier Zufriedenheit und Dankbarkeit ausdrückt, weil es gerade dann, wenn man ſich dem Tiere nähert oder von ihm ſpricht, zu zirpen beginnt, was zu Anfang ſeiner Gefangenſchaft gar nicht der Fall war.

Jeden Abend, ſobald es zu dämmern beginnt, ſchlüpft an meinem Zimmer ein ziemlich ausgewachſenes Küchlein vorüber und ſucht die alte Wärterin, die es, ſeit es dem Ei entſchlüpfte, mit großer Geduld aufgezogen hat. Die Alte gibt ihm die ihm zugemeſſene Portion trockener Hirſe, und wenn die Mahlzeit beendet iſt, tut ſie es in einen winzigen Käfig, und gerade die Enge des Käfigs ſichert dem Küchlein einen ruhigern Schlaf. Die Alte ſagt mir, daß dieſes Küchlein im nächſten Frühling früher als die anderen Eier legen werde, und zwar werde es zum Eierlegen ſtets ins Zimmer kommen. Viel Gewiſſensbiſſe macht ſich die Alte, daß alle die Küchlein, die die Tauben ausgebrütet hatten, durch ihre Nachläſſigkeit und infolge ihres lebhaften Temperaments in einem unbedeckten Waſchbecken ertrunken ſind, — um ſo mehr Sorgfalt hat ſie dem übriggebliebenen, künſtlich ausgebrüteten Küchlein zuteil werden laſſen.

Indeſſen das Lieblingstier der Chineſen iſt eine Art Spottvogel. Gehalten werden dieſe Vögel in einem der Größe und Form nach ſtets gleichen, dem Material und der Ausſtattung nach ſehr verſchieden koſtſpieligen runden Käfig. Ein großer, inmitten des flachen Daches angebrachter flachſtehender Meſſinghaken gibt die Möglichkeit, den Käfig an einen beliebigen Aſt oder ſonſt einem Gegenſtande in Gleichgewichtsſtellung aufzuhängen, auch dient er als bequemer Handgriff beim Tragen. Mitten im Boden des Käfigs iſt ein anderer Handgriff befeſtigt, in den 3 Finger der tragenden Hand bequem hineinpaſſen. Außerdem fehlt es dem Käfig nicht an einem Überzug, der für die Ruhezeit oder bei Sturm und Unwetter heruntergeſchlagen werden kann.

Vom Dach in den Käfig herab hängen gewöhnlich einige rote Bänder, denn die rote Farbe wirkt nach Anſicht der Chineſen erheiternd auf die Stimmung der Menſchen und Tiere. Der Vogel, heißt es, verträgt es nicht, mit der Hand berührt zu werden, daher begleitet den Käfig ſtets eine lange Holzpincette, mit der jede Verunreinigung ſofort weggeſchafft wird. Mitten im Innern des Käfigs befindet ſich eine kleine runde Holzſcheibe mit in den Boden befeſtigtem Fuße, wie ein kleiner runder Tiſch ausſehend, auf dem bei den Geſangsvorträgen der Vogel Platz nimmt. Der Vogel kommt nie aus ſeinem Käfig heraus, hat auch kein Verlangen danach, ſo neugierig er auch iſt. Im Erlernen mannigfaltigſter Laute zeigt er eine erſtaunliche Fähigkeit. Doch ſind wohl die meiſten, zu ganzen Epiſoden ſich zuſammenfügenden Laute nicht direkt der Natur abgelauſcht, ſondern die jüngern Vögel lernen ſie von den ältern. Morgens bei Sonnenaufgang, aber auch abends bei Sonnenuntergang ſieht man an freien Plätzen in Städten und Dörfern die Beſitzer dieſer Vögel ſich ſammeln, oft kommen da hundert und mehr Vögel zuſammen, und es kommt nun zu einem Wetteifer in den Vorträgen. Auch macht der Chineſe gern Ausflüge mit ſeinem Vogel an Orte, wo Zugvögel hinziehen, an lauſchige Plätze, die ihn anheimeln, denn er iſt überzeugt, daß ſein Vogel ſeeliſchen Eindrücken ſehr zugänglich iſt. Häufig ſehe ich Chineſen, wenn irgend ein Tumult in der Straße entſteht, ſchnell nach ihrem Vogel eilen, um ihm die Möglichkeit zu außerordentlichen, häufig ganz auf pſychologiſchem Gebiet liegenden Eindrücken zu bieten. Doch auch wer nicht an die außerordentlichen Geiſtesfähigkeiten dieſes Vogels glaubt, gerät bei genauerer Beobachtung zu allen möglichen Reflexionen, wenigſtens wird man verleitet, beim Vortrag mancher Epiſoden wirklich anzunehmen, daß dieſer Vogel nicht die bloßen Leute erlernt hat, ſondern in ihm ſich auch ganz reelle geiſtige Vorſtellungen abſpielen. Täuſchend hören wir z. B. die Stimme eines lockenden Spatzen nachahmen, dann mehrere Stimmen, ſchließlich ein wildes Zwitſchern einer ganzen Menge von Spatzen, dann plötzlich ein leiſes Miauen einer Katze und nach einer kleinen Pauſe, ſo als wäre es an anderem Orte, beginnt es wieder mit einem zaghaften Locken des einzelnen Spatzen, der Antwort eines andern ꝛc. ꝛc. Hierzu kommen noch mannigfaltige Poſen, die der Vortragende einnimmt, bald ſtolz auf ſeinem kleinen Poſtament mit erhobenem Kopfe ſtehend, bald im Kreiſe in ſeinem Käfig herumſchreitend, einen Flügel nach unten ausgeſtreckt nach ſich ziehend, den Kopf dabei hochaufgerichtet und mit energiſcher Stimme, voll Überzeugung, vortragend. Ein anderes Mal läßt er beide Flügel geſtreckt nachſchleppen, als wolle er ein ſehr vornehmes Menſchenweſen darſtellen.

Von dieſem talentvollen Lieblingsvogel trennt ſich auch der noch ſo verarmte Chineſe ſehr ſchwer, er leidet oft lieber Hunger und Not, als daß er ſich von ſeinem „Erzähler“ trennt und ihn verkauft. Wer ſeinem Vogel indeſſen nicht fortlaufend Pflege und neue Anregungen bietet, hat bald eine Abnahme der vortragenden Talente zu beklagen. Über die Träumereien und Vorſtellungen, die der Chineſe im Verkehr mit ſeinem Vogel macht, liebt er ſich andern gegenüber nicht mitzuteilen, denn das greift auch ins Gebiet abſtrakter Sphären hinüber.

Chineſen, die die Pfade der natürlicher Moral verlaſſen und ſich auf den Weg des Verbrechertums begeben, tuen dieſes mit Überlegung, häßlichem Opportunismus, ohne Wahl der Mittel. Dann fliehen ſie meiſt ihre Familie, denn die Grundlagen der Familie erſchweren es ihnen, ihr Gewiſſen abzutöten. Ebenſo überlegt ertöten ſie in ſich alle die, der Liebe zur Natur entſpringenden

Paſſionen. Es iſt nicht ſo ſelten, daß ſolche Verbrecher nach Preisgabe ihrer Vernunftsmoral ſich einem religiöſen Glaubensbekenntnis anſchließen, denn wo die Moral ſich auf abſtrakte Syſteme aufbaut, das Gefühl an Stelle des nackten Verſtandes tritt, da laſſen ſich leichter beruhigende Entſchuldigungen für das Gewiſſen finden.

Eben durchlebt China eine ſchwere Zeit, wo die zur Gewalt gelangten egoiſtiſchen und unpatriotiſchen Aventuriſten, aus der Partei Juanſchikai's, in Schule und Verwaltung die Grundfeſten, auf denen ſich die konfuzianiſche Moral, der Schönheitsſinn und das Seelenleben der Chineſen aufbauen, niederzureißen ſuchen. Den wahren Herd, von dem immer wieder erhaltend und belebend der Geiſt chineſiſcher Volksmoral, voll Toleranz allen fremden moraliſchen Glaubensüberzeugungen gegenüber, ausſtrömte, den mandſchuriſchen Kaiſerthron haben ſie geſtürzt, weil ihre Macht ſich nur auf der Unmoralität des ganzen Volkes aufbaut. Doch wie das wirklich Edle und Gute nicht auf die Dauer erſtickt werden kann, ſo wird doch ſchließlich das gerade im niedern Volke fortlebende eigentümliche Seelenleben den Sieg davontragen. Bei all den bisherigen blutigen Vorgängen hat das chineſiſche Volk nicht mitgeſprochen, es kommt erſt die Zeit, wo es verſtehen wird, daß es Gefahr läuft, ſeine heiligſten Güter zu verlieren. Solange ſich China auf dem Syſtem konfuzianiſcher Moral fortentwickelt, exiſtiert keine „Gelbe Gefahr", das hätten die Völker Europas zu Beginn der ſog. Revolution erkennen ſollen. Chinas Volk gleicht einer Waiſe, die von Räubern vergewaltigt iſt; gebt ihr den rechtmäßigen Vater wieder, und durch die Kraft ſeines Familienlebens wird ſich dieſes Volk zum Segen der Welt entwickeln.

❀ ❀ ❀

## Die Baltiſche Gegenſeitige Lebensverſicherung.

Vor Kurzem hat die Baltiſche Gegenſeitige Lebensverſicherungsgeſellſchaft in Reval ihre Geſchäftstätigkeit aufgenommen.

Wenn man ſich vergegenwärtigt, von welcher Bedeutung für die Wirtſchaft des Einzelnen wie der Geſamtheit die Lebensverſicherung iſt, dann darf man im Hinblick auf jenen Tätigkeitsbeginn wohl von einem Ereignis ſprechen. Dies Ereignis zu würdigen, ſoll die Aufgabe der folgenden Zeilen ſein.

Der Lebensverſicherungsgedanke hat in Rußland noch lange nicht die Verbreitung gewonnen, die er verdient. Während die Lebensverſicherungspolice in Ländern wie Deutſchland, England und Amerika zum feſten Beſitztum der Familie gehört, beſchränkt ſich die Verſicherung in Rußland auf die kleinen Kreiſe der Wohlhabenden und Aufgeklärten, und auch dieſe verſichern ſich zum großen Teile im Auslande. Auf die Urſachen dieſer Flucht, die in dem Mangel an Verſicherungsgeſellſchaften nicht liegen können, hat kürzlich die „Deutſche Verſicherungspreſſe" gelegentlich einer Beſprechung der Tätigkeit der ruſſiſchen Privatgeſellſchaften mit harten Worten hingewieſen. Es heißt da:

„In einem Lande von 140 Millionen Einwohnern waren bei den heimiſchen Privatgeſellſchaften Ende 1912 nur 184,000 Policen für eine Summe von 524 Millionen Rubeln in Kraft!*)

*) In Deutſchland 2¾ Millionen Policen über rund 12 Milliarden Mark.

„Dabei wurden in demſelben Jahre mehr als 18,700 Policen für 51 Mill. Rubel ſtorniert!

„Dieſer enorme vorzeitige Abgang, der faſt 10 % des Geſamtbeſtandes und 45 % des Neuzuganges ausmacht, zeigt eben, wie wenig das ruſſiſche Publikum vom Lebensverſicherungsgedanken durchdrungen iſt, und deutet auf die demoraliſierende Wirkung der Agenten hin, die die Verſicherten von einer Geſellſchaft in die andere hinüberſchleppen. Das Publikum läßt ſich von dem leiten, was der Agent ihm erzählt, und der Agent denkt nur an ſeine Proviſion und kümmert ſich blutwenig um die Verſicherten und noch weniger um die Geſellſchaft, die er vertritt. Unwiſſenheit auf der einen Seite, Gewiſſenloſigkeit auf der anderen, das ſind die Säulen, auf die ſich das ruſſiſche Lebensverſicherungsgeſchäft ſtützt.

„Kein Wunder, daß bei derartigen Zuſtänden das finanzielle Ergebnis des Lebensverſicherungsgeſchäftes ſo kläglich ausfällt. Betrug doch der Reingewinn bei den 8 Geſellſchaften (gemeint ſind: Shiſn, die St. Petersburger, Jakor, Roſſija, Sabotlivoſt, Generalnoje, I. Ruſſiſche, Salamandra) im letzten Jahre nur etwas mehr als 650,000 Rubel, und das bei einer Einnahme an Prämien und Zinſen von über 34 Millionen Rubeln! Für Proviſionen allein gingen ja mehr als 25 % der geſamten Prämieneinnahme auf, und zieht man die Verwaltungsſpeſen hinzu, ſo erhält man den unerhörten Satz von 30 %! Dabei verlief die Sterblichkeit ziemlich günſtig, denn von der erwarteten Sterblichkeit von 7,264,000 Rubeln ſind nur 5,194,000 Rubel eingetreten. Die Unterſterblichkeit betrug demnach 28½ % der erwarteten. Man ſieht hieraus, daß es nicht die Sterblichkeit iſt, die, wie man in Deutſchland zu glauben geneigt iſt, das ruſſiſche Lebensverſicherungsgeſchäft nicht wünſchenswert macht, ſondern einfach deſſen elende Verwaltung. Eine Geſellſchaft, die die Lebensverſicherung wiſſenſchaftlich und ehrlich in Rußland betreiben würde, würde ohne Zweifel das glänzendſte Reſultat erzielen".

Dieſe Ausführungen, die durch ſechs der „Strachowoie Obosrenie" entnommene Tabellen illuſtriert werden, beſchließt das deutſche Fachblatt mit einem Ruf, der von denen, an die er gerichtet iſt, wohl beachtet werden wird: „Ein Wink den expanſiven deutſchen Geſellſchaften!"

Das wollen wir nicht. Was man in Deutſchland von der Lebensverſicherung verlangt: daß ſie wiſſenſchaftlich und ehrlich betrieben werde, das kann auch hierzulande geleiſtet werden. Unſere neueſte heimiſche Geſellſchaft will den Beweis dafür erbringen. Daß der geweisſagte Erfolg dann auch nicht ausbleibe, dazu möge jeder helfen, dem ſeine Heimat am Herzen liegt!

Es kann ja ſein, daß ein geſchickter Agent mich davon überzeugt, daß ich mich für weniger Geld bei einer ausländiſchen als bei einer inländiſchen Geſellſchaft verſichere: das ſoll ſelbſt für die neue Baltiſche Anſtalt zugegeben werden, obwohl ihre Prämienſätze niedriger ſind als die der größten deutſchen, franzöſiſchen und amerikaniſchen Geſellſchaften; dieſe können nämlich auf Grund ihrer jahrelangen Erfolge Dividendenſchätzungen machen, die eine neue Geſellſchaft, der die Grundlagen fehlen, naturgemäß nicht machen darf. Aber ich muß mir doch geſtehen, daß das Geld, das ich Jahr für Jahr als Prämie ins Ausland zahle, dem Lande, in dem ich es erworben habe, verloren geht; und wenn ich gründlich nachrechne, ſo werde ich finden, daß mein Vorteil eher *hier* als draußen liegt. Es ſollen nämlich außer mir tauſend andere ihre Prämien ebenfalls ins Ausland tragen, alle vergnügt bei dem Gedanken, ein gutes Geſchäft zu machen: da werden Millionen unſerer gemeinſamen Wirtſchaft entzogen, und an dem Ausfall an Verdienſt oder an dem bloßen Geldmangel werden wir bald inne werden, daß es ſelbſt vom egoiſtiſchen Standpunkte aus weiſer geweſen wäre, wenn wir unſer Geld bei uns gelaſſen hätten.

Man treibe das Exempel auf die Spitze und nehme an, daß 10,000 Landsleute ſich im Auslande verſichern. Die durchſchnittliche Verſicherungsſumme ſoll 10,000 Rubel ſein, der durchſchnittliche Prämienſatz 4 %. Das

heißt: Jahr für Jahr zahlen wir 4 Millionen Rubel ins Ausland! Verloren ist das Geld natürlich nicht — bewahre! es kommt ja nach 20 und 30 und 40 Jahren zum Teil wieder ins Land, je nachdem die Summen fällig werden. Unterdes arbeitete man draußen mit unseren Ersparnissen, rechnete uns 3 bis 3½ Prozent Zins auf Zins an, und wir wußten im eigenen Lande nicht, wo wir Geld auftreiben sollten für unsere Bedürfnisse; das wenige, das zu haben war, mußten wir mit 6 und 7 und 8 Prozent bezahlen.

Wer seinen eigenen Vorteil im Auge hat, soll nicht vergessen, daß er und sein ganzer Vorteil von der Gemeinschaft abhängt, in der er lebt. Je mehr Mittel die Gemeinschaft hat, desto vorteilhafter ist es für jeden Einzelnen. Es ist eine falsche Rechnung, wenn jemand seine Mittel der Gemeinschaft entzieht und Nutzen davon zu haben meint; andere würden ihm seine Rechnung nachmachen und — den Schaden spüren. Denn es mag wohl sein, daß der Einzelne bei seiner Rechnung gewinnt, wenn er der Einzige ist, der die Rechnung macht — das geht dann auf Kosten aller übrigen; aber sobald alle übrigen oder nur ein Teil der übrigen ihm folgen, ist niemand da, der die Kosten trägt.

Nehmen wir unser Beispiel wieder auf, so wäre unseren 10,000 Landsleuten am besten gedient — das braucht nicht einmal versicherungstechnisch bewiesen zu werden —, wenn sie eine Versicherungsgemeinschaft bildeten und ihre Prämien in eigene Verwaltung und Verwendung nehmen. So, wie unsere Annahme war, bringen die einen ihr Geld nach Deutschland, die anderen nach Frankreich, die dritten nach Amerika — fast möchte man glauben: je weiter, desto besser. Dort trägt ihr Geld 4 und 5 Prozent Zinsen, und davon wollen die Versicherungsgesellschaften ihr redlich Teil haben; hier im Lande würde es mindestens ein Prozent mehr tragen — uud alles würde ihnen selbst gehören.

Da entsteht nun die Hauptfrage: wie müßte diese Versicherungsgemeinschaft beschaffen sein?

Es ist über die Formen der Versicherungsgesellschaften — Aktiengesellschaft und Gegenseitigkeitsgesellschaft — viel gestritten worden; jede soll ihre Vorteile wie ihre Nachteile haben. Das ist freilich ganz gewiß, daß die Aktiengesellschaft Nachteile und daß die Gegenseitigkeitsgesellschaft Vorteile hat; ja — ohne Scherz — es ist sogar gewiß, daß die Aktiengesellschaft auch Vorteile — für die Aktionäre hat.

Im Ernst läßt sich hier garnicht streiten. Wenn die eine und andere Aktiengesellschaft ziffernmäßig nachweist, was sie alles ihren Klienten gezahlt hat, so ist das ja sehr erfreulich, und ihr Ruhm soll nicht im mindesten geschmälert werden. Nur lag der Erfolg nicht im Wesen der Aktiengesellschaft, sondern etwa an der Fähigkeit der Geschäftsführer, an günstiger Sterblichkeit, hohem Zinsfuß u. dgl. — lauter Faktoren, die bei einer Gegenseitigkeitsgesellschaft genau so gut zutreffen können. Das heißt — — — Mir fällt hier ein Satz ein, den ich im Prospekt einer russischen Gesellschaft gelesen habe, der so lustig ist, daß er kolportiert zu werden verdient:

> „Gegenseitigkeitsunternehmungen werden häufig nicht mit der gehörigen Sorgfalt geleitet, da die Personen, welche derartigen Unternehmungen vorstehen, gewöhnlich mit dem Wesen der Lebensversicherung unbekannt sind"

— sagt der „Jakor", der vermutlich auch einmal etwas von Gegenseitigkeitsunternehmungen wie der „Gothaer", „Stuttgarter", „Leipziger" und „Karlsruher" gehört hat.

Dem „Jakor" zum Trotz wollen wir das schier Unmögliche setzen, daß es einer Gegenseitigkeitsgesellschaft gelingt, einen leidlich fähigen Fachmann für die Geschäftsführung zu gewinnen. Die Hypothese scheint freilich gewagt zu sein: denn nach dem „Jakor" liegt die Unmöglichkeit offenbar im Wesen der Gegenseitigkeitsgesellschaft. Einerlei; wir wollen den Gedanken dennoch durchführen. Dann frage ich: was hat die Aktiengesellschaft nun noch vor der Gegenseitigkeitsgesellschaft voraus? Der „Jakor" wird die Antwort verweigern, weil ihm die Hypothese gegen alle Denkgesetze und Erfahrungstatsachen geht. Gut, wir antworten also selbst: nichts! Denn daß bei der Aktiengesellschaft die Aktionäre über die Verteilung des Reingewinnes bestimmen, bei der Gegenseitigkeitsgesellschaft die Versicherten, daß dort ein Teil des Gewinnes den Versicherten zugute kommt, hier das Ganze: das kann man wohl kaum als einen Vorzug der Aktiengesellschaft bezeichnen.

Und wenn unsere 10,000 Landsleute nun noch ein übriges tun wollen, um das ängstlichste Gemüt von der letzten Spur seiner Angst zu befreien, dann werden sie in ihr Gesellschaftsstatut die Bestimmung aufnehmen, daß die Mitglieder zu Nachschüssen nicht herangezogen werden können. Dann werden sie der Aktiengesellschaft nur noch in einem nachstehen: im Grundkapital.

Das Grundkapital der deutschen Versicherungsgesellschaften pflegt mindestens 3 Millionen Mark zu betragen. Darauf werden aber oft nur 25 % eingezahlt, und es gibt Gesellschaften, die mit dieser Einzahlung alt geworden sind. Vergleicht man das sog. „Vermögen" der Gesellschaften (das zum größten Teil aus den Prämienreserven der Versicherten besteht) mit dem Grundkapital, so sieht man, von welch geringer Bedeutung dieses ist. Ein Grundkapital von 6 Millionen Mark z. B. spielt neben einem „Vermögen" von 1000 Millionen Mark praktisch keine Rolle.

Freilich ist ein Vermögen nicht gleich nach der Gründung einer Gesellschaft da, sodaß bei jungen Anstalten das Grundkapital wirklich einige Bedeutung hat. Aber die Sicherheit einer Lebensversicherungsgesellschaft hängt doch nicht allein vom Grundkapital ab, sondern auch von einer sorgfältigen Risikenauslese und — wenn man dies mehr persönliche Moment ganz außer Acht lassen will — von einer guten Rückversicherung. So kann selbst das jüngste Unternehmen Versicherungen über hohe Summen abschließen, wenn es die gehörige Rückdeckung nimmt, — und die Sicherheit wird bei ihr ebenso groß sein wie bei den ältesten Anstalten.

* * *

Die Gedanken, die hier entwickelt wurden, will die Baltische Gegenseitige Lebensversicherungsgesellschaft verwirklichen. Die Gesellschaft ist mit einem Kapital von 500,000 Rubeln gegründet, das voll eingezahlt wurde. Die Versicherten sind von vornherein Mitglieder der Gesellschaft, stimmberechtigt, wenn die Versicherungssumme, die sie abgeschlossen haben, nicht weniger als 5000 Rubel beträgt; nach der Tilgung des Grundkapitals sind sie die einzigen Mitglieder; sie unterliegen nicht einer Nachschußpflicht. — Die Gesellschaft ist in der Lage, jedes noch so hohe Risiko durch Rückversicherung zu decken.

Die Versicherungsbedingungen, die nächst der Prämie beim Abschluß einer Versicherung den Ausschlag geben, enthalten dieselben Vergünstigungen, die von den angesehensten Gesellschaften gewährt werden: Unanfechtbarkeit, Unverfallbarkeit, Weltpolice. Diesen drei Schlagwörtern kann unsere Gesellschaft noch eins hinzufügen: Gewinnbeteiligung sofort nach dem ersten Versicherungsjahre.

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

# Das Völkerschlachtdenkmal und Gerhart Hauptmanns Puppenspiel.

Eine psychologische Studie von Arthur Behrsing (Reval).

Am Vormittage hatte ich das Völkerschlachtdenkmal bestiegen und am Nachmittage lauschte ich im Leipziger Zentraltheater Hauptmanns Puppenspiel in der meisterhaften Wiedergabe Bruno Thürschmanns.

Die Folge davon war, daß ich am Abend lange nicht einschlafen konnte. Zwei Denkmäler „zur Erinnerung an den Geist der Freiheitskriege" hatten zu mir geredet, ein jedes in seiner Sprache. Ehe ich es wagen konnte, sie miteinander zu vergleichen, versuchte ich, jedes in seiner Eigenart vor meinem geistigen Auge wiederentstehen zu lassen.

Das eine — Granit, einem Bau aus der Pharaonenzeit vergleichbar. Außerhalb der Stadt, von der unruhigen Außenwelt abgetrennt durch Mauern, Dämme und Bäume. 500 Stufen, die emporführen. Von der Spitze Blick auf das Erzgebirge, den Harz und den Thüringer Wald, — unabsehbare Strecken des vom Tyrannenjoch befreiten deutschen Landes. Kriegerfiguren von 7facher menschlicher Größe, aus Granit gemeißelt, als symbolischer Schmuck des Riesenbaues. Jeder Buchstabe des alten deutschen Bittspruches „Gott mit uns" an der Vorderwand des Denkmals 2 Meter lang und 100 Zentner schwer. Übermenschliches, Riesengroßes, wo man auch stehen und wohin man auch sehen mag.

Und nun das andere.

Zierliche Filigranarbeit in — „deutschen Reimen". O, diese deutschen Reime, wie hatten sie mein Ohr gemartert! Deutsch kann derb und ungeschlacht bedeuten, hatte ich mir gesagt und hatte ausgehalten. Drei überlebensgroße Figuren: der Direktor, Pythia und Athene Deutschland, alles andere — Menschlein, Zwerge, die nur für den Moment ihre Lungen mit Luft füllen, solange sie nämlich reden, nachher jedoch zu einem Nichts zusammenschrumpfen, genau wie die Figurinen eines Kasperletheaters. Die Zeit der Freiheitskriege in der Form eines Marionettentheaters — welche ungeheuerliche Zumutung an die Zuhörer und Zuschauer, an deutsche Zuhörer und Zuschauer! Dieser planvolle Wahnsinn, dieser elementare Denkmalshaß verblüffen. Unwillkürlich läuft die Gerechtigkeit heischende Erinnerung in die Zeit von 1813 zurück und drückt den mißhandelten Helden kondolierend die Hand. Kann nun nachher jemand leugnen, daß das Festspiel seinerseits gleichfalls lebhaft die Erinnerung an 1813, 14 und 15 wachruft? Ich glaube nicht. Also doch wieder ein Denkmäler leugnendes Denkmal? Vielleicht, vielleicht auch nicht.

Ich wog meine Gefühle ab: vor dem Völkerschlachtdenkmal Ehrfurcht, Andacht, geheimes Grauen, Wirkungen einer granitnen Grabrede; vor dem Puppenspiel Scham, Zerknirschung, Erinnerung an Menschliches, Allzumenschliches, Auf- und Abwogen der gegensätzlichsten Empfindungen, Indifferenz. Und eh ich's noch hindern kann, werden beide Denkmäler zu Symbolen zweier gewaltiger Prinzipien innerhalb der Weltgeschichte: des aufbauenden und des zerstörenden, des aristokratischen und des demokratischen, des heldenverehrenden und heldenverneinenden. Und ich fange an, sie zu vergleichen.

Ein Metznerscher Krieger mit den meterlangen Fingern aus Granit und

ein Hauptmannſcher Blücher, ein „Püppchen meines Perſonals“! Haß als letzter edelſter Notſchrei eines freventlich gekränkten Seelenadels, und Haß als — „Irrtum, als nackte Not des Hungers“! „Der Gott, der Eiſen wachſen ließ“ und „wir wiſſen nichts von Krieg“! Ein Krieg, der baut, ein Friede, der nivelliert! Leipzig und Breslau. Der das deutſche Volk enthuſiasmierende, 6 Millionen ſammelnde Leipziger Kammerrat Thieme und der an ſchleſiſchen Kaminen träumende Dichter Hauptmann.

Die Denkmäler verſchwinden, und ich ſehe nur noch die ſchon erwähnten Prinzipien, die einander bekämpfen werden, ſolange die Erde beſtehen, das Meer Dämme aufwerfen und Dämme niederreißen wird, Vulkane den Boden ſengen und befruchten, nationale Scheidewände entſtehen und vergehen werden.

Wer den Globus an der Hand eines Geſchichtswerks betrachtet, dem entgeht es nicht, daß die krauſen Formen, die der gärende Erdball im Laufe der Jahrmillionen aufgeworfen hat, nicht nur lokale Scheidewände, ſondern auch ſolche für die nationale und geiſtige Eigenart der Menſchen gebildet haben. Ich denke nur an den Rhein, die Alpen. Seine nachdrücklichſte Sanktion erhielt dieſes zunächſt rein geographiſche Empfinden und Denken, ſobald es Beſtandteil des religiöſen Empfindens wird. Die denkbar kraſſeſte Ausprägung fand letzteres in dem Glaubensleben des Judentums. Das Judentum iſt nur unter dem Geſichtswinkel der größten nationalen Abgeſchloſſenheit zu verſtehen. Das Chriſtentum ſchlug eine Breſche in dieſe Anſchauungen. „Ihr ſeid das Salz der — Erde“. Damit rundete ſich der Erdball geiſtig ab und verlor alle ſeine geographiſchen Erhebungen und Vertiefungen. Seit dieſer Zeit iſt der Ruf nach Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit nicht zur Ruhe gekommen.

Wenn nun Menſchen ihrerſeits Denkmäler errichten, ſo errichten ſie damit zugleich neue Scheidewände, fügen gleichſam den geographiſchen hiſtoriſche hinzu. Sie bauen damit an ihrer Eigenart, potenzieren ihre Trennungsmerkmale und arbeiten bewußt einer Verbrüderung der Völker entgegen. Wer wollte leugnen, daß ſie recht daran tun. Wie der einzelne Menſch Momente in ſeinem Leben hat, die er nicht vergeſſen kann, Momente, in denen er ſich ſeines Wertes als Einzelweſen bewußt wird, ſo gibt es auch Momente im Leben einer Nation, die ſie nicht vergeſſen kann, die wie mit einem Blitzlicht die innerſten Adern ihrer Eigenart bloß legen. Solche Momente vergeſſen, hieße geiſtigen Selbſtmord begehen. Über Nacht hat ſich das Ufer des Meeres gehoben, und dieſelben Wellen, die am Abend noch ſtolz über den neuen Damm hinwegrauſchten, liegen am Morgen gebändigt zu ſeinen Füßen.

Aber ſchon regt ſich in ihnen die Reue über die Mithilfe an dieſer Tat. Bald leiſe plätſchernd, bald titaniſch drohend nähern ſie ſich dem ſtolzen Eiland und ſchleppen Sandkorn auf Sandkorn fort.

So iſt es auch im Menſchenleben. Die Stimme derer, die Scheidewände niederreißen, wird nie verſtummen. In unſeren Tagen iſt ſie beſonders ſtark geworden. Man glaubt nicht mehr an Unterſchiede, man will keinen Krieg, man will Frieden. Nicht Haß, ſondern Liebe, nicht neue Staaten, ſondern neue Menſchen. Indem man alles sub specie aeternitatis betrachtet, ſchrumpfen große geſchichtliche Epochen zu Meilenſteinen nach einem Nirgendsheim zuſammen, und die Menſchen werden zu Puppen in dem Puppenſpiel eines überwelt- und überzeitlichen Direktors. Wer ſind dieſe Menſchen, die alſo reden und aufbegehren? Das ſind diejenigen, die der Menſchen Traumreich bewachen, — die Propheten, die Apoſtel.

Und nun kehren meine Gedanken noch einmal zu den beiden Denkmälern der Freiheitskriege wieder, und ich stehe nun zu ihnen anders, als am Anfang. Sie sind beide mit innerer Notwendigkeit aus unserer Zeit emporgewachsen — das Denkmal des Staatsmannes und das Denkmal des Friedensapostels. Das eine weist in die Vergangenheit, das andere in die Zukunft. Das eine entsprang auf dem blugetdüngten Boden der Wirklichkeit, das andere in dem träumenden Gehirn eines weltfernen Dichters. Das eine will aufbauen, erschüttern, die Stärke der Nation vor Augen führen, das andere dämpfen, warnen, um Sympathie für die Menschheit und die Aufgaben der Kultur flehen; dem einen entschlüpft das Kleine, es verschweigt die Unbillen des Krieges und die damalige Kleingläubigkeit des deutschen Volkes, das andere fügt, sittlich läuternd, alle diese Dinge hinzu. So könnte es denn als Ergänzung, als Randbemerkung zum Völkerschlachtdenkmal immerhin bestehen bleiben.

Aber die Schamröte, die einen auch als Nichtreichsdeutschen vor Hauptmanns Puppenspiel überkommt, wie erklärt sich die? Sind es nur die schlechten Reime? . . . . Es hätte nicht ein Festspiel sein sollen.

Denn wie die Woche im Sonntag, so gipfelt das Nationalbewußtsein — und noch muß man mit ihm rechnen! — in den Denkmälern, die sich das Volk als solches errichtet.

❀ ❀ ❀

Nachdruck verboten.

# Gottbegnadet?

Roman von Benvenuto Sartorius (Jena).

„Besser ist es, um das Übermenschliche ringend, erliegen, als in der dumpfen Ergebung unter das Gemeine dahingehen!“ — zitierte ich mit herausfordernd siegbewußtem Pathos, überzeugt, damit das letzte Wort in der eben diskutierten Frage gesprochen zu haben.

Der Freund neben mir zündete sich die Havanna von neuem an, die während unseres Gesprächs erloschen war, verfolgte aufmerksam die langsam verglimmenden Funken des in den Aschenbecher geworfenen Zündholzes, und kaum merklich die Achseln zuckend, begann er aufs neue:

„Das klingt sehr erhaben, sehr ideal, und doch ist es nur eine der vielen Phrasen, die der moderne Zeitgeist heraufbeschworen hat. Dies Erliegen in dem großen Wettbewerb der Geister, was ist es anderes als ein Herabstürzen mit gebrochenen Schwingen, um zu ersticken im Staube der Landstraße oder im Sumpf der allertiefsten Gemeinheit . . . Dieses Ringen nach dem Außergewöhnlichen: ein verzweifelter Durst nach Ruhm, nach Glück, der unter tausend Fällen kaum einmal gestillt wird! Ich sehe dabei ab von der Schriftstellerin, der Malerin — ihr Beruf drängt die Persönlichkeit nicht so in den Vordergrund, gibt sie nicht so völlig schutzlos dem Ungeheuer Publikum preis, wie dies bei der Sängerin, der darstellenden Künstlerin der Fall ist. In der Stille ihres Boudoirs schafft die junge Dichterin ihre ersten literarischen Versuche. Werden diese vom Publikum zurückgewiesen, so ist die Kränkung nur ihr allein bekannt und leichter zu verwinden; lächelt ihr das Glück, so ist die Schriftstellerei unter hundert Fällen neunundneunzigmal ein angenehmer Nebenerwerb, Ausfüllung ihrer Mußestunden; ihr Familienleben, die Erfüllung geselliger Pflichten werden dadurch nicht beeinträchtigt. Auch

die Wenigen, die ſich ausſchließlich der Schriftſtellerei widmen, ſie zu ihrem Lebensberuf erwählen, deren Name zu den Sternen der Literatur zählt, ſie alle haben eine ſtille, dem Auge der Öffentlichkeit entzogene Studienzeit hinter ſich, in der ihr Talent ausreifen kann, bis ſie ruhmgekrönt, mit aufgeſchlagenem Viſier vor das große Publikum hintreten.

Ähnlich die Malerin. Auch ihre Kunſt trennt ſie nicht unerbittlich von der Familie, der ſchützenden Häuslichkeit. Und fehlt ihren Bildern der Stempel der Genialität, ſo bleibt ihr das große Gebiet des Kunſtgewerbes, auf dem ſie noch Anerkennung und ſicheren Gewinn ernten kann.

Anders die vom Publikum zurückgewieſene Schauſpielerin. Losgeriſſen von Haus und Familie, — von den Kreiſen, zu denen ſie durch Geburt und Erziehung gehört, ausgeſtoßen wie eine Geächtete, — denn den Schritt, den ſie gegen Sitte und Herkommen getan, vergibt man ihr nie — verblutet ſie an den ihrer Eitelkeit, ihrem Glauben an ſich ſelbſt geſchlagenen Wunden, während auf der „breiten Straße der Alltäglichkeit", die ſie ſo verächtlich gemieden, eine jede hoffen darf, ihr beſcheidenes Fleckchen Erdenglück zu finden." — —

Wir hatten uns wieder einmal in eine Diskuſſion eingelaſſen, die bei der Verſchiedenheit unſerer Lebensauffaſſung endlos zu werden drohte.

Mein Freund, der berühmte und gefürchtete Kritiker und Theaterrezenſent. war gewiß in mancher Beziehung reifer, „abgeſtumpfter", wie ich ihm grollend vorwarf, als ich, der ſich noch durch die Sturm- und Drangperiode durchkämpfende angehende Schriftſteller, der als einer der „Modernen" ſeine Lebensaufgabe darin ſuchte, die Übermenſchen aus der Maſſe herauszufinden und auf den Schwingen ſeiner Beredſamkeit in den Himmel zu heben, den zu erſtürmen ſie erſchaffen waren. Sein Beruf, der ihn täglich mit aufgehenden Sternen und anerkannten Genies zuſammenführte, hatte ihm den Blick geſchärft für die Schwächen, die ja auch den auserleſenen Sterblichen anhaften. Es war bei ihm zur Gewohnheit geworden, alles krittelnd zu bemäkeln, was unſereiner andächtig anſtaunt. Und doch war mir dieſer Gedankenaustauſch mit dem ſkeptiſchen Freund, die Nachmittagszigarre in ſeinem gemütlichen Junggeſellenheim zum Bedürfnis geworden.

Ich hatte ihn bei meinem heutigen Beſuch in ſeinem Schreibtiſch wühlend angetroffen, eine Art von Reliquienſchrein, wie mich ein flüchtiger Blick auf den Inhalt belehrte. Ein buntes Durcheinander von Künſtlerphotographien, halbverblichenen Schleifen, welken Blumen und ähnlichen Andenken eines mit der Theaterwelt eng liierten Mannes. Er hatte, wie er ſagte, nach dem Jugendbildnis einer Künſtlerin geſucht, deren Biographie er für ein Journal zu ſchreiben verſprochen.

Bei meinem Kommen erhob er ſich und machte eine Bewegung, das Fach zu ſchließen, doch ein neugierig-bittender Blick von mir veranlaßte ihn, ſeine Abſicht aufzugeben; ſich behaglich in einen großen Fauteuil ausſtreckend, geſtattete er mir mit lächelnder Ironie großmütig „jedwede Indiskretion".

Ich rollte mir einen bequemen Lehnſeſſel heran und machte von der mir erteilten Erlaubnis Gebrauch, während der Freund in ſeiner geiſtvollen Weiſe mir die nötigen Erklärungen gab, in wenig Worten jede Perſönlichkeit ſcharf charakteriſierend. Er kannte meine Vorliebe für phyſiognomiſche Studien, wußte, daß mich ein Album für Stunden zu feſſeln vermochte, da es mir Gelegenheit gab, in den Linien der mir völlig fremden Geſichter dem Lebensrätſel eines jeden nachzuſpüren.

Eine Reihe Porträts mehr oder weniger bekannter Künſtler waren heute im Fluge einer Viertelſtunde durch meine Hände gegangen, ohne daß eins derſelben mein beſonderes Intereſſe wachgerufen; da fiel mein Blick auf ein Bild; das mich auf eigenartige Weiſe feſſelte. Es war das Kabinettporträt einer jungen Dame in der zu Anfang der achtziger Jahre ſo beliebten „Rembrandtbeleuchtung", die von unſeren modernen Freilichtapoſteln ſo perhorresziert wird. Ich muß offen geſtehen, daß ich in dieſer Beziehung einer etwas veralteten Geſchmacksrichtung huldige und das myſtiſche Helldunkel Rembrandtſcher Beleuchtung von jeher einen großen Reiz auf mich ausgeübt hat. Abgeſehen von dieſem rein äußerlichen Umſtande, der wohl zunächſt meine Blicke darauf gelenkt, zog mich das Bild an durch den ſeltſamen Gegenſatz, den es zur Schau trug zu dem buntfarbig-leichtfertigen Milieu, in das ein Zufall es hineingeweht. Unter all den lächelnden, gemachten Theaterphyſiognomien frappierte mich der tiefe Ernſt, die ſcharf ausgeprägte Individualität, die ſich in den großgeſchnittenen Zügen ausſprach. Weit davon entfernt, ſchön zu ſein, feſſelte mich dies Geſicht durch ein Etwas, einen Ausdruck in den Augen, dem ich noch nie begegnet, — ein Hinausſchauen über die nächſte Umgebung in endloſe ſonnenbeſchienene Fernen, möchte ich es nennen.

Mein Freund beugte ſich zu mir herüber. „Ah, die Verany!" meinte er in eigentümlich langgezogenem Ton.

Betroffen über dieſe ungewohnte Einſilbigkeit nach den teils witzigen, teils frivolen Kommentaren, die ich bis jetzt zu hören bekommen, blickte ich auf.

Er hatte ſein Geſicht in eine dichte Rauchwolke gehüllt, ſo daß ich nicht im ſtande war, in ſeinen Zügen zu leſen. Einer Frage meinerſeits zuvorkommend, warf er leicht hin: „Du ſcheinſt dich ja ganz beſonders für dieſen Kopf zu intereſſieren. Woher kommt das eigentlich? es iſt keine Schönheit, ja man kann nicht einmal ſagen, eine „ungewöhnliche Phyſiognomie"."

„Es iſt vielleicht nur das Rätſelhafte, das mir zu denken gibt," entgegnete ich, noch immer unverwandt auf das Porträt in meiner Hand blickend, „der Gegenſatz zwiſchen dieſen glückſchauenden Augen, die mir unwillkürlich die Eichendorffſchen Verſe ins Gedächtnis rufen:

„Es redet trunken die Ferne
Wie von künftigem großem Glück . . ."

und den reſignierten Worten, welche die Künſtlerin als Motto darunter geſchrieben:

„Wie bald, ach wie bald kommt die ſtille Zeit,
Da ruhe ich auch und über mir
Rauſcht die ſchöne Waldeinſamkeit
Und keiner kennt mich mehr hier . . ."

Er nickte gedankenverloren vor ſich hin. „Ah ſo — ja, es iſt ein ſeltſamer Zufall, der ihr die Hand geführt beim Schreiben. — Damals dachte ſie dadurch nur eine gemeinſame Jugenderinnerung feſtzuhalten, die Erinnerung an ihren erſten künſtleriſchen Erfolg, bei dem ich ein nicht ganz unbeteiligter Zeuge war. Durch dies Lied iſt ein Wendepunkt in ihrem Schickſal bezeichnet, ward ſie in Bahnen gedrängt, auf denen es keine Umkehr gibt für Charaktere ihrer Art, hineingeſchleudert in den großen Wettbewerb um den Lorbeer des Künſtlers. An jenen unvergeßlichen Moment zurückdenkend, ſchrieb ſie die Worte unter ihr Bildnis. Hätte ſie ahnen können, daß es der Schickſals-

ſpruch ſei, den die dunklen Mächte über ſie geſprochen, das Motto ihres Künſtlerlebens!“

Er verſtummte und die feſt zuſammengepreßten Lippen ſchienen mir anzudeuten, daß ihm die Fortſetzung des Geſprächs peinlich ſei.

In mir aber war der Schriftſteller erwacht. Es verlangte mich mehr über die Unbekannte zu erfahren, deren Geſchichte, ich fühlte es, ich einſt ſchreiben würde. Die Einſilbigkeit des Freundes ſchreckte mich nicht ab; ich hatte eine Art, mit Fragen in ihn zu dringen, der er auf die Dauer nicht ſtandhielt.

„Eine der vielen, die da meinen, zur Sonne aufzufliegen, und ſich an der erſten Theaterlampe die Flügel verſengen,“ ſagte er ausweichend, das Geſpräch damit auf das allgemeine Gebiet der Frauenbewegung hinüberſpielend; worauf ſich jene anfänglich erwähnte Diskuſſion zwiſchen uns beiden entſpann, womit er wähnte, die Sache abgetan zu haben.

Ich war jedoch nicht gewillt, ihn ſo leichten Kaufs entwiſchen zu laſſen.

„Wenn du gehofft haſt, durch deine moralphiloſophiſchen Betrachtungen meine Gedanken von dem mich intereſſierenden Gegenſtand abzubringen, mein Lieber, ſo irrſt du dich,“ ergriff ich, da er ſchwieg, aufs neue das Wort. „Du ahnſt nicht, welche Beharrlichkeit ich zu entwickeln vermag, wenn es ſich darum handelt, ein Problem zu ergründen, den dunklen Fäden, die das Schickſal dem einzelnen ſpinnt, nachzuſpüren. Gib dir alſo keine Mühe weiter, meinen Forſchungen auszuweichen, denn ich ſchwöre dir, daß du mich nicht loswirſt, bevor du mir nicht alles gebeichtet haſt, was du von dem Original dieſes Bildes weißt.“

Er zuckte nach ſeiner Gewohnheit leicht mit den Schultern. „Du irrſt dich gewaltig,“ meinte er ruhig, „wenn du dir einbildeſt, Stoff zu einem Roman zu erhalten. Ich vermag dir weiter nichts zu geben als die Anfänge, die Einſchlagfäden, aus denen dies Lebensſchickſal geſponnen, das mir im Lauf der Zeiten ganz entrückt iſt und über deſſen Weiterentwickelung ich nur Vermutungen auszuſprechen imſtande bin.“

Ich legte das Bild neben mir auf den Tiſch, und mir gleichfalls eine Zigarre anſteckend, lehnte ich mich erwartungsvoll in meinem Sitz zurück. „Go on!“ –

Der Freund ſtreifte mich mit einem ſcharf beobachtenden Blick. „Da es dir ernſt mit deiner Drohung zu ſein ſcheint — meinetwegen — —“

„Alſo, ſie zeichnete ſich dadurch aus, daß ſie eine entzückende Schweſter hatte. Du meinſt, daß das ein ſonderbarer Anfang ſei und etwas ganz Nebenſächliches — allein bedenke, daß das Gefühl der Zurückſetzung, des „Inſchattengeſtelltwerdens“ durch ein Seite an Seite aufwachſendes, äußerlich bevorzugtes Weſen, erfahrungsgemäß bei vielen Mädchen und Frauen die Triebfeder iſt, ſich auf literariſchem oder künſtleriſchem Gebiet zu verſuchen.

Die Erinnerungen reichen in meine Offizierszeit zurück. Du weißt, daß ich urſprünglich, der Tradition unſerer Familie folgend, für den bunten Rock beſtimmt war, den ich nach ein paar luſtig verlebten Leutnantsjahren auszog, um mich einem Beruf zu widmen, zu dem Neigung und Begabung mich trieben. Ich ſchwärmte damals, wie alle Kameraden, für die ſchöne Tochter unſeres Regimentschefs, d. h. er hatte eigentlich zwei Töchter, beide beinahe im gleichen Alter, allein man ſprach halt nur von der einen. Giſela machte ſich durch nichts bemerkbar und wurde nicht bemerkt, aber die jüngere, Zdenka, war ein „herziger Fratz“ nach Anſicht des geſamten Regiments, das aus-

nahmslos zu ihren kleinen Füßen schmachtete und sich mit Wonne von ihr maltraitieren ließ.

Ich muß hier noch einige Daten über die Familie Verany einschalten. Unser alter Oberst war ein kreuzbraver forscher Kerl, ein alter Eisenkopf, dessen Energie manchmal an Verranntheit grenzte. Die Frau entstammte einer angesehenen Wiener Patrizierfamilie, war stark schöngeistig angehaucht. Sie hatte in ihrer Jugend die Blütezeit des Burgtheaters erlebt, ihre Eltern hatten selbstverständlich eine Loge, die selten unbenutzt blieb. Alles, was sich in Wien auszeichnete auf künstlerischem, literarischem und wissenschaftlichem Gebiet, verkehrte in ihrem elterlichen Hause. Kleine Theatervorstellungen, von bekannten Künstlern inszeniert, in denen die Töchter des Hauses die Hauptrollen spielten, wechselten an den Empfangsabenden mit musikalischen Produktionen ab, an denen sich die Sterne der damaligen Oper beteiligten. Die Frau Oberst vermißte trotz der durch den hohen Rang ihres Gemahls bedingten hervorragenden Stellung, die sie in der Gesellschaft einnahm, doch sehr diese Art geistiger Anregung in der kleinen Garnisonsstadt und schwärmte ihren Kindern vor von den Reminiszenzen ihrer Jugendzeit.

Soweit es in ihren Kräften stand, suchte sie in ihrem Salon die Tradition des Elternhauses aufrecht zu halten. Streifte ein Künstler en passant unser Nest, so war man sicher, ihn als Gast auf dem Veranyschen „jour" zu treffen. Was sich an Talenten unter den jüngeren Offizieren entdecken ließ, wurde von der Frau Oberst durch besondere Aufmerksamkeit ausgezeichnet. Zuweilen ward eine kleine Theatervorstellung improvisiert — lange Vorbereitungen und zeitraubende Proben duldete der Oberst nicht — „er liebe nicht, wenn die Herren Offiziere zuviel Zeit mit derlei Allotria vertrödelten" erklärte er uns schneidig. Selbstverständlich bildeten die Veranyschen Mädchen den Mittelpunkt, d. h. eigentlich nur Zdenka, die ein ganz hervorragendes Talent für Ingénuerollen bekundete, zur Genugtuung der Frau Mama. Gisela zog die sentimentalen Rollen vor, bewegte sich aber unglaublich ungelenk auf den Brettern und richtete ihre Rollen regelmäßig durch falsches Pathos zu Grunde.

Ich komme jetzt zu dem Ereignis, auf welches sich das unter dem Bild stehende Motto bezieht.

Es war auf einem der Veranyschen Empfangsabende. Da Madame geäußert, es solle musiziert werden, hatte sich jeder, der von uns jungen Leuten einige musikalische Fertigkeit, sei es auf welchem Instrument immer, besaß, eingefunden. Nach dem obligaten Streichquartett und einem Violinsolo, welches ein als „sehr musikalisch" verschrieener Fähnrich mit viel Gefühl und Verve ausgeführt, wandte sich Frau von Verany an ihre ältere Tochter: ‚Geh, Gisela, und sing uns ein Liederl! Der Herr von Arlet wird gewiß die Freundlichkeit haben, dich zu begleiten . . .' Ich muß nämlich einschalten, daß schon damals meine musikalischen Kenntnisse in Praxis und Theorie sich der allgemeinen Anerkennung erfreuten. — Mit geheimem Gruseln — ich dachte an die schauspielerischen Leistungen der jungen Dame — kam ich der Aufforderung der Frau Oberst nach.

Fräulein Gisela trat, ohne die geringste Befangenheit zu zeigen, an das Klavier und reichte mir die Noten. Ich warf einen Blick hinein — natürlich etwas Getragen-Sentimentales, wie es dem Wesen der Sängerin entsprach — im übrigen eine Wahl, die für den musikalischen Geschmack derselben sprach: Das kleine Brahmssche Lied „Aus der Heimat".

Ich weiß nicht, ob dir die Worte — sie sind von Eichendorff — gegenwärtig sind, und zitiere daher die paar Verse:

„Aus der Heimat hinter den Blitzen rot,
Da kommen die Wolken her —
Aber Vater und Mutter sind lange tot,
Kennt mich dort keiner mehr.

Wie bald, ach wie bald kommt die stille Zeit,
Da ruhe ich auch und über mir
Rauscht die schöne Waldeinsamkeit —
Und keiner kennt mich mehr hier . . ."

Ich war überrascht, ja mehr als das, hingerissen von dem Vortrag des Mädchens, und so wie ich, schienen alle Zuhörer „gepackt" zu sein. Eine kräftige Stimme von jugendlichem Schmelz und Biegsamkeit, dabei ein Verständnis und eine niedergehaltene Leidenschaft des Schmerzes in den letzten Worten, die ergreifend wirkten . . . Einen Augenblick herrschte Totenstille, als sie geendet, dann erfolgte ein Applaus, so stürmisch, wie man ihn selten erleben kann, wie ihn nur unsere „schneidige Jugend" zu stande zu bringen vermag.

Ich erhob mich, um der Sängerin ein paar dankende Worte zu sagen. und war betroffen von dem Ausdruck des jungen Gesichts. Keine Überraschung sprach sich auf demselben aus, nur ein Hinnehmen von etwas längst Erwartetem, ihr Gebührendem, etwas, was gar nicht anders sein konnte — und da fiel mir zum erstenmal der seltsame, gleichsam ausschauende Blick der Augen auf, der dich beim Betrachten des Bildes frappiert hat, — jenes leuchtende Hineinblicken in eine ruhmverheißende Zukunft.

Sie sang dann, dem stürmischen Verlangen der Gesellschaft nachgebend, noch einige Lieder. Sie tat es mit derselben Miene hoheitsvoller Gewährung, die sich voll bewußt ist, dem Bittenden eine Gunst zu bezeugen. Bei jedem Liede erneuerte sich der Beifallssturm, doch machte keines mehr auf mich einen so tiefen Eindruck wie jenes erste. Es mag sein, daß bei jenem der Umstand mitgewirkt, daß man so gar nichts erwartet und so viel empfangen hatte.

Die Verhältnisse hatten sich mit jenem Abend im Veranyschen Hause gewaltig verschoben. Gisela, die bis dahin kaum beachtet, der schönen graziösen Schwester nur als Folie gedient, hatte ihre Stellung als älteste Tochter des Hauses eingenommen und behauptete sie siegreich der jüngeren Schwester gegenüber, die übrigens, wie bewundernd anerkannt wurde, über diese Rollenverschiebung durchaus nicht gekränkt schien, sondern nach wie vor ihr munteres, neckisches Wesen beibehielt, der Schwester neidlos die ihr zukommende bevorzugte Stellung einräumend. Diese bildete von nun an den Mittelpunkt, die „great attraction" der Veranyschen Abende. Dieselben hatten sich mit einem Schlag in musikalische Soireen verwandelt, und Gisela war der gefeierte Stern des Abends. Ich glaube nun allerdings, daß trotzdem die kleine Zdenka noch ihre Rechnung fand, denn „die Sterne, die begehrt man nicht" — so blieb ihr das Corps der Verehrer treu, die ihr neckischer Liebreiz nach wie vor an unzerreißbaren Zauberfädchen dirigierte.

Nur ich war einer der wenigen, die sich unbedingt dem neuaufgegangenen Gestirn zuwandten. Es zog mich an, daß Gisela Verany anders geartet war, als alle jungen Damen meiner Bekanntschaft, denen sie allerdings, was Munterkeit und schlagfertigen Witz betrifft, nachstand. Im Gegenteil hatte sie etwas Schwerfälliges in der Unterhaltung, ein grübelndes Sichversenken in

allerlei Probleme, aufs seltsamste gepaart mit einem überall hervorleuchtenden Hang zu Phantasterei: jedenfalls eine originelle, außergewöhnliche Erscheinung in unserer oberflächlichen Offiziersgesellschaft. Ihre ernste Auffassung der Musik in einem Kreise, wo man sonst höchstens ein fesches Couplet, einen Straußschen Walzer goutierte, berührte mich sympathisch, schlug verwandte Saiten in meiner Seele an. Ich war in dieser Beziehung wie ausgehungert. Eine schöne Menschenstimme, die mit Verständnis und Gefühl ein Brahmssches Lied interpretierte, mußte es mir antun und mich unwiderruflich gefangen nehmen. Auch besaß ich gerade noch Eitelkeit genug, um nicht unempfindlich zu bleiben gegen die Auszeichnung, die mir von ihrer Seite zu teil wurde. Galt ich doch schon damals unter den Bekannten für eine Art musikalischen Orakels, für die erste Autorität auf dem Felde der Musikkritik. Ich brauche dir wohl nicht zu versichern, daß der innige Gedankenaustausch, der sich in dem intimen Verkehr zwischen Gisela Verany und mir entwickelte, nichts mit Courmacherei gemein hatte. Ich gewann überhaupt, je näher ich ihr trat, immer mehr die Überzeugung, daß der glühende Ehrgeiz, der sie verzehrte, dies Lechzen nach Anerkennung und Ruhm keinen Raum in ihrer Seele für weichere weiblichere Empfindungen übrig ließ. All ihr Sinnen und Trachten konzentrierte sich in dem einen Gedanken: hinauszukommen aus den sie beengenden Grenzen der Häuslichkeit, der Familie, zu brechen mit dem herkömmlichen Traditionellen, und in die Öffentlichkeit zu treten, in Reih und Glied, Schulter an Schulter in dem großen Kampf ums Dasein, wie sie ihn verstand, d. h. wenn nicht anders, mit den Ellenbogen Luft schaffend, sich emporzukämpfen zu höchsten Höhen der Kunst, um triumphierend Massen zu ihren Füßen zu sehen.

Wenn sie ihre hochfliegenden Zukunftspläne vor mir entrollte, bis mir vor der Größe dieser Luftschlösser schwindelte, versuchte ich durch kritische Einwendungen und wohlbegründete Warnungen sie von dem Trügerischen solcher Phantasien zu überzeugen, doch merkte ich bald, daß sie nicht gewarnt sein wollte, — mit abwesendem Gesichtsausdruck hörte sie meinen Auseinandersetzungen zu und der seltsame, zukunftssichere Blick ihres Auges schien sich immer mehr zu vertiefen.

Sie vertrug überhaupt keinen Widerspruch. Wenn ich, nachdem ich sie zum Gesang begleitet, etwas an ihrem Vortrag, ihrer Auffassung auszustellen fand und mich deshalb in eine Diskussion mit ihr einließ, so bewies sie mir mit sich überstürzenden Worten, daß meine Ansicht veraltet und irrig, ihre Auffassung überhaupt die einzig richtige sei.

Ungeachtet meiner Warnung, sich von dem einfachen getragenen Lied, in dessen Interpretation sie Meisterin sei, nicht auf weitere, ihrem Talent fernliegende Gebiete, zu verirren, warf sie sich mit wahrem Feuereifer auf das Studium von Opern. Daß zur Verkörperung einer Rolle etwas mehr gehöre als verständnisvolle, tonschöne Wiedergabe der Hauptarien, daß dazu ein ganz spezielles „Bühnentalent" nötig sei, wenn nicht gerade eine phänomenale Stimme alles andere vergessen mache, das wollte sie nicht einsehen, oder vielmehr, ihr Ehrgeiz war gerade durch meine Einwendung entflammt, sie wollte mir beweisen, daß ihrem Können bei hingebendem Studium nichts unmöglich sei. Außerdem warf sie einmal die Frage auf: „Wer sagt Ihnen, daß meine Stimme nicht alle die bisher bewunderten überflügeln werde?" — und ich fühlte deutlich heraus, daß unter diesem scheinbaren Scherz sich eine Unfehlbarkeit der Selbstschätzung barg, die an beginnenden Größenwahn streifte.

Sie hatte gewettet, mir den Beweis zu liefern, daß die technischen Schwierigkeiten, die sie, wie ich meinte, von der Bühnenlaufbahn zurückschrecken sollten, für sie nicht existierten und sie wußte sich die Möglichkeit zu verschaffen, ihr Wort zu halten.

Es sah damals kriegerisch aus im Südosten unserer Monarchie. Ein großer Teil der Truppen war an die Grenze dirigiert und jeden Tag mußten wir gewärtig sein, durch einen Marschbefehl aus unserer behaglichen Garnisonsruhe aufgeschreckt zu werden. Die Damenwelt begann sich eifrig zu rühren im Dienst des roten Kreuzes. Eines Tages brachte unser Lokalblatt die Notiz, daß der Direktor unseres Landestheaters, seinen patriotischen Gefühlen Ausdruck gebend, beschlossen habe, den Ertrag der nächsten Sonntagsvorstellung auf den Altar des Vaterlandes niederzulegen. Die Affichen, die bald an allen Straßenecken zu sehen waren, zeigten die Aufführung der Oper Mignon an. Die Darstellerin der Titelrolle war durch drei Sternchen dem neugierigen Publikum verborgen; bald aber ging das Gerücht von Mund zu Mund, — niemand wußte, wer es ausgesprengt — Gisela Verany werde die Mignon singen.

Selbstverständlich war das Theater ausverkauft. Der gute Zweck und die Neugier hatten diese in unserer Stadt seltene Theaterlust angefacht.

Ich hielt mich absichtlich an den der Aufführung vorhergehenden Tagen dem Veranyschen Hause fern. Eine wachsende Mißstimmung hatte sich meiner bemächtigt, seit ein Kamerad mir die „große Neuigkeit" mitgeteilt und mich zum Theaterbesuch „gekeilt" hatte. An der Wahrheit des Gerüchts zweifelte ich keinen Augenblick, war es doch voraussichtlich die einzige Gelegenheit, die sich dem ehrgeizigen Mädchen bot, vor die Öffentlichkeit zu treten und so ihren brennendsten Wunsch erfüllt zu sehen. Eine unbestimmte Ahnung sagte mir, daß dieser Schritt für sie verhängnisvoll werden würde. Die Zukunft zeigte, wie berechtigt dieses Vorgefühl gewesen — allerdings in ganz anderer Weise, als ich gemeint. Ich fürchtete, daß Gisela durch ihr linkisches Wesen, ihre eckigen, unschönen Bewegungen, wodurch sie meiner Ansicht nach für die Bühne unmöglich war, sich lächerlich machen, und die Rücksichtslosigkeit des Publikums — trotz der stattlichen Claque, über die sie in dem Offizierskorps verfügte, — sie dies werde empfinden lassen, und sie, im tiefsten Innern getroffen durch die niederschmetternde Erfahrung, die ihr mit einem Schlag die Binde der Selbstüberschätzung von den Augen reißen mußte, für zeitlebens unglücklich und verbittert werden würde.

In wie ganz anderer Weise dieser Abend verhängnisvoll für die Darstellerin der Mignon werden sollte, davon ahnte ich nichts.

Da ich wußte, daß an der Tatsache nichts mehr zu ändern sei und die Verstimmung, die ich nicht zu bemeistern vermochte, niederdrückend auf meine junge Freundin wirken und ihr die Unbefangenheit, den siegesfrohen Mut rauben mußte, dessen sie als Debütantin in so hohem Maße bedurfte, vermied ich es, ihr in diesen Tagen vor die Augen zu kommen.

Als ich bangen Herzens an dem Sonntagabend das Theater betrat, fand ich unser Offizierskorps vollzählig im Parterre vor. Was soll ich dir noch ausführlich über die Vorstellung berichten? Tatsache ist, daß Gisela Verany zwar passabel aussah, von den Mitspielenden jedoch, was das Spiel anbelangt, gestaltig abstach. Daß diese ihr in Bezug auf Bühnenroutine über seien, war selbstverständlich. Diese Mignon jedoch, mit ihren hastigen unmotivierten Bewegungen, war auch nicht einmal in das ABC der edlen Kunst

eingedrungen. Dagegen ſang ſie einige Nummern recht brav mit ſchöner Stimme und warmem Gefühl, ja das berühmte „Kennſt du das Land" — ſogar mit einem Ausdruck träumeriſcher Begeiſterung, der entſchieden packte und den ich bei keiner anderen Sängerin wiedergefunden habe. Das Publikum war in der liebenswürdigſten Laune. Die Unbeholfenheit der Dilettantin wurde mit der bei einem erſten Auftreten ganz natürlichen Befangenheit entſchuldigt, die Arien mit aufmunterndem Beifall belohnt. Das Offizierkorps betrachtete es als Ehrenſache, die Tochter des Chefs durch frenetiſchen Zuruf auszuzeichnen, und als der Vorhang gefallen, wurde ihr im Namen desſelben ein Rieſenbukett dargebracht, als Dank für ihre patriotiſche Geſinnung, die ſie dazu bewogen, durch ihre Mitwirkung dieſem Abend einen ſo glänzenden pekuniären Erfolg zu ſichern.

Die Gefeierte nahm die Blumen mit der Miene einer Königin entgegen. In ihren Augen aber loderte ein Glanz, der mir weh tat, denn er verriet mir, daß ein Feuerbrand in dieſe junge Seele geworfen ſei, der im Innern fortglimmen werde und durch nichts mehr zu löſchen ſei.

(Fortſetzung folgt.)

Die **„Deutſche Monatsſchrift für Rußland"**

erſcheint am 1. Dienstag jeden Monats in Heften von 5—6 Bogen.

**Bezugspreis:** jährlich 5 Rbl., halbjährlich 2 Rbl. 50 Kop., monatlich 50 Kop. Mit Zuſtellung durch die Poſt jährlich 5 Rbl. 50 Kop. halbjährlich 2 Rbl. 75 Kop., monatlich 60 Kop. Für das Ausland: jährlich 12 Mark, halbjährlich 6 Mark, Einzelhefte 1 Mark 20 Pf.

**Preiſe für Anzeigen:** 1 Seite — 20 Rbl. (43 Mark), 1/2 Seite — 10 Rbl. (22 Mark), 1/4 Seite — 6 Rbl. (13 Mark), 1/8 Seite — 3 Rbl. (6 Mark 50 Pf.). Anzeigen auf der 2. und 3. Umſchlagſeite und vor dem Text 20 % teurer; die letzte Umſchlagſeite koſtet 30 Rbl. (65 Mark). Bei Wiederholungen tritt eine entſprechende Ermäßigung ein.

**Beſtellungen** auf Abonnements nehmen entgegen alle größeren Buchhandlungen oder der Verlag von G. Löffler, Riga, Sandſtraße 20, Poſtfach 317; in letzterem Falle iſt Einſendung des Betrages als Poſtanweiſung oder in Briefmarken erwünſcht.

**Redaktionelle Zuſchriften** und Manuſkripte ſind an den Herausgeber zu adreſſieren: Alexander Eggers, Reval, Tatarenſtraße 20 (Ревель. Эстляндск. губ. Татарская 20).

Unverlangt eingeſandten **Manuſkripten** muß Rückporto beigefügt werden; nur bei Maſchinenſchrift wird die Prüfung gewährleiſtet.

# Moderne Parfüms

**die vornehmsten**

## Weihnachts-Geschenke!

Zum Weihnachts-Fest, an dem wohl jeder vom Guten das Beste gibt, sollte man sich dessen entsinnen, daß die neuen Nr. 4711 Parfüms in Komposition und Aufmachung den französischen Erzeugnissen mit ihren Phantasie-Preisen in keiner Weise nachstehen.

**American Beauty (Rose)** zeichnet sich durch eine selten naturgetreue Wiedergabe des herrlichen Duftes der neu gezüchteten Rose „American Beauty" aus. Große geschliffene Flasche in vornehmem Einzelkarton **5 Rbl.**

**Sevillan** ein mondänes, faszinierendes Parfüm von erstaunlicher Intensität. — Große viereckige, geschliffene Flasche aus Kristallglas, mit neuartigem, goldglänzendem Metallverschluß; in gediegen ausgestattetem, atlasgefüttertem Karton . **5 Rbl.**

**Geißblatt** ein schweres Parfüm; einige Tropfen genügen, die Trägerin in eine Duftwolke einzuhüllen. Tagelang nachwirkend. — Große geschliffene Flasche in elegantem Einzelkarton . . . . . **4 Rbl. 50 Kop.**

Ferner empfehle Qualitäts-Parfüms in eleganten Geschenk-Kartons, **1 Rbl. 75 Kop.**

**№ 4711 Florecita** **№ 4711 Phryne** **№ 4711 Giroflée jaune**

**№ 4711 Loin du Bal** **№ 4711 Nuit d' Orient**

**Letzte Neuheit! № 4711 Rote Rose**

Überaus täuschende Wiedergabe des natürlichen Rosen-Duftes. Äußerst nachhaltig. **1 R. 75 K.**

**Das Beste, was bisher für diesen Preis geliefert wurde.**

Eau de Cologne- u. Parfümeriefabrik **Ferd. Mülhens** Glockengasse № 4711 Köln am Rhein—Riga

**Magazin für den Detail-Verkauf: Riga, Scheunenstraße Nr. 15, gegenüber der Kaufstraße.**

**Soeben erschienen:**

# Männerberufe.

Schilderungen und Ratschläge von Fachleuten.
Im Auftrage des Deutschen Vereins in Livland herausgegeben von
Erich von Schrenck und Wolfgang Wachtsmuth.

Inhalt.

Der Handwerker. Von Hugo Wittrock.
Der Kaufmann. Von Dr. oec. publ. Alfred Kneet.
Der Architekt. V. Architekt Edgar Hartmann.
Der Bauingenieur. Von Oberingenieur Oskar Fleischer.
Der Maschineningenieur. Von Professor Charles Clark.
Der Chemiker. Von Dr. phil. August v. Hedenström.
Der Landwirt. Von cand. chem. Konrad Sponholz.
Der Forstmann. V. Oberförster Udo Lichinger.
Der Theologe. Von Pastor Oskar Schabert.
Der Jurist. Von Rechtsanw. Paul Erdmann.
Der Arzt. Von Dr. med. Otto Stender
Der Zahnarzt. Von Dr. med. Emil Sintenis.
Der Pharmazeut. Von Prov. Emil Treyden.
Der Lehrer. Von Oberlehrer Wolfgang Wachtsmuth.
Der Journalist. Von Dr. phil. Ernst Seraphim.
Der Gelehrte. V. Magistrd. hist. Hugo Semel.
Register.

8° 295 S. — brosch. 2 Rbl., geb. 2 Rbl. 50 Kop.

3 von diesen Abhandlungen sind im Frühjahr 1912 als Vorträge im Deutschen Verein gehalten worden; die anderen 13 sind direkt für dieses Buch geschrieben und gut ausgefallen, einzelne sind geradezu als glänzend zu bezeichnen. Sie werden also ihrer Aufgabe, den Eltern und der Jugend reiferen Alters eine wirkliche Anregung und ein Ratgeber bei der Berufswahl zu sein, entsprechen.

**Verlag von G. Löffler, Riga.**




# CHRISTLICHES HOSPIZ

ABSTEIGEQUARTIER I. RANGES

Komfortabler NEUBAU in ruhiger vornehmer Lage an der Nikolaistraße

ERÖFFNUNG DES NEUBAUES HERBST 1914

# C. F. REHM,

RIGA,
ALEXANDERSTR. 31
TELEPH. 519, 1173

TELEGRAMM-ADRESSE: REHM — RIGA

## PERMANENTE AUSSTELLUNG

kompletter sanitärer ANLAGEN



## PERMANENTE AUSSTELLUNG

VON

SENKING-SPAR-HERDEN

ENGROS VERKAUF VON

RÖHREN, KRÄHNEN, VENTILEN, KESSELN, PUMPEN, WANNEN, KLOSETTS, WASCHTISCHEN, BADEÖFEN

MAN VERLANGE PREISLISTEN, OFFERTEN

## Engl. Magazin J. Redlich, Riga.



**Englische Fussbälle**
sowie
**sämtliches Zubehör für das Fußball-Spiel.**
**Tennis-Schläger**
**erstklassiger Firmen.**
Illustrierter Sport-Katalog zu gefl. Verfügung.

*Salon de Corsets*
*Nanny Cahn*
*Riga, Herrenstr. 20, 1.*

**Bei Anfragen und Bestellungen beziehen Sie sich bitte auf die „Deutsche Monatsschrift für Rußland".**

**Reklame-Institut u. Zeichen-Bureau** J. J. Liebermann, Riga, Elisabethstr. 22. Tel. 81-81.
Anfertigung von Bauplänen, sowie für Villen und andere Gebäude. Maschinenzeichnungen. Pläne für Feldmessungen und elektr. Beleuchtungen. Künstl. Anfertigung von Porträt-Vergrößerungen, Plakaten, Clichés und modernen Dekorationen.

**A. C. Fitzner, Riga,** Gr. Königsstraße Nr. 39, gegr. 1867.
Gas- u. Wasserleitungsanlagen, Badeeinrichtungen, Klosetts, Rohre, Krähne, Pumpen etc.



**F. Stadler, Riga,** Telephon 5917. Kl. Königstr. 17.
Photographische Apparate und Bedarfsartikel,
Projektionsartikel, Lichtbilder-Serien.
Kataloge kostenlos.

# Frugola-Malz

ist das erste und einzige Malzerzeugnis aus hochkonzentriertem pasteurisierten Malzextrakt mit natürlichen Blutsalzen aus Früchten und Pflanzen. Ist das Malz an sich eine energetische Kraftquelle, ein Energie-Reservoir erster Ordnung, so wird durch „Frugola", das Pflanzen-Nährsalz, die Wunderwirkung des Malzes geradezu verdoppelt.

Die Neutralisierung der schädlichen Harnsäure, die wichtige Verbrennung im Körper, die Alkaleszenz des Blutes, die Blutbildung und die Nerven-Ernährung, die Neuschaffung gesunden Stoffes und verjüngender Kraft — das alles ist die Wirkung von Frugola und Malz, wie sie im Frugola-Malz verbunden sind.

Eine Kur mit Frugola-Malz ist eine stoff- und kraftbildende

**Auffrischungs- und Verjüngerungs-Kur.**

Frugola-Malz schafft keine Korpulenz, sondern nur diejenige Fülle gesunden markigen Fleischansatzes, die normalerweise und individuell zu erreichen ist. — Es ist leichtest verdaulich, wohlschmeckend, natürlich, rein und frei von Alkohol, Essenzen, Salicyl, Zucker, Glycerin und dergleichen. Frugola-Malz ist viel nahrhafter und kräftigender als bestes Fleisch.

**Frugola-Malz schafft Fleisch und Blut!**

Es ist der berufene Wundertrank für Kinder, junge Mädchen, Mütter, für Kranke und für alternde Personen.

**Frugola-Malz verlängert das Leben!**

Dose 60 Kop., Doppeldose Rbl. 1.10, 5-Pfd.-Dose Rbl. 3.40, 10-Pfd.-Dose Rbl. 6.50. Man verlange gratis Literatur.

**Depot für Rußland: H. Göötz, Riga, Alexanderstr. 13 (147). Postf. 847.**

---

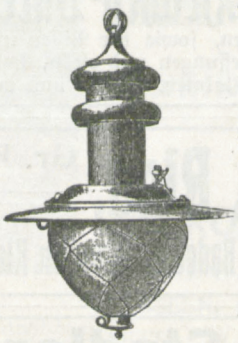
# Aktien-Gesellschaft „LUX", Riga,

## Lampenfabrik u. Eisengießerei, Kalnezeemsche Str. 40.

**Eigene Filialen:**
**Riga,** Kalk- und Wallstr.-Ecke 15;
**Moskau,** Mjasnitzkaja 11.
**Warschau,** Waretzkaja 5;
**Odessa,** Alexanderplatz 3/4;
**Agenturen** in allen grösseren Städten des Reiches.

## Fabrikation

von
**Petroleum-Glühlicht-Lampen** „Lux", „Autolux", „Invertlux", „Intolux", „Primalux", „Inverella", „Primail", „Luxin", „Luxin-Invert" etc. etc.
**Scheinwerfern** (Signallaternen);
**Gasfernzündern;**
**Petroleum-Küchen;**
**Lötlampen** etc.



## und Verkauf:

von
**Sparkochherden** für Holz, Kohle und Gas;
**Fleischhackmaschinen;**
**Plätteisen;**
**Eismaschinen;**
**Feuer-Signalapparaten,** aut. Autom. **Feuerlöschvorrichtungen** (Sprinklers);
**Elektr. Staubsaugern** etc. nach eigenen Patenten.

Übernahme von **Gussarbeiten** jeglicher Art.

Illustrierte Kataloge und Preislisten kostenfrei.

**Soeben erschienen:**

W. Neumann.

# Aus alter Zeit.

Kunst- u. kulturgeschichtliche Miszellen aus Liv-, Est- u. Kurland.

8° 130 Seiten Text und 54 Abb. auf 47 Tafeln Kunstdruckpapier.

Inhalt:

Franz Burchard Dörbeck. Mit 6 Abb.
Die beiden Rastrelli. Mit 9 Abb.
Die Kunst am Hofe der Biron. Mit 8 Abb.
Albumblätter. Mit 12 Abb.
Aus dem Revaler Zunftleben.
Der kurländische Bildschnitzer Nicolas Soeffrens d. J. Mit 8 Abb.
Ein Künstlerlos. (L. v. Maydell.)
Plastische Lehrgedichte. Mit 9 Abb.

**Preis 3 Rbl. 20 Kop., geb. 4 Rbl.**

Das hübsch ausgestattete Buch wird jeden Kunst- und Geschichtsfreund interessieren und eignet sich in ganz hervorragender Weise als Geschenkwerk.

Verlag von **G. Löffler, Riga.**

# Tafelsalz „Kristall"

**der Fabrik J. J. Komen, Riga.**

**Das Tafelsalz „Kristall"**, welches an Stelle des gewöhnlichen Tischsalzes als Zusatz zu unseren Speisen dient, zeichnet sich durch seinen angenehmen Geschmack und durch seine Appetit erregende Reinlichkeit und Weiße aus.

**Das Tafelsalz „Kristall"** enthält Bestandteile, die zur Erhaltung des menschlichen Organismus notwendig sind, d. h. solche Stoffe, die von letzterem beständig ausgeschieden werden und daher auch unbedingt bei der Nahrungsaufnahme dem Organismus wieder zugeführt werden müssen. Dank dieser seiner Eigenschaft kann das Tafelsalz „Kristall" mit Recht nicht nur als nützliches, sondern auch als notwendiges Mittel bezeichnet werden.

**Das Tafelsalz „Kristall":** 1. erhält sich stets trocken, indem es keine atmosphärische Feuchtigkeit aufsaugt; 2. es ballt sich nicht; 3. läßt sich immer bequem aus den mit durchlöcherten Metalldecken versehenen Flakons schütten.

**Das Tafelsalz „Kristall" ist hygienisch:** 1. dank seiner Bestandteile, welche eine bessere Verdauung, sowie auch Entwicklung der Knochen und Muskeln bewirken; 2. durch die Art und Weise der Herstellung und Verpackung, welche vom Sanitäts-Arzte begutachtet sind; 3. dadurch, daß beim Konsum desselben aus den Originalflakons der Möglichkeit einer Verunreinigung des Salzes vorgebeugt wird; 4. dadurch, daß die Verschlüsse der Originalflakons unter atmosphärischem Einfluß nicht oxydieren und in Berührung mit Salz keine giftigen Säuren, wie Nickelsäure und andere, entwickeln. **Ökonomisch:** 1. da beim Gebrauche des Tafelsalzes „Kristall" aus den Originalflakons nur das jeweilig nötige Quantum geschüttet wird und daher nichts verloren geht; 2. weil das Tafelsalz „Kristall" beim Gebrauche nicht verunreinigt wird, wie beim Konsum gewöhnlichen Salzes aus offenen Schalen, daher auch kein Wegschütten verunreinigten Salzes nötig ist. 3. Weil die Originalverpackung volles Nettogewicht enthält, während die bei gewöhnlichem Tafelsalz übliche Verpackung nur 3/4 bis 7/8 Pfund faßt.

**Das Tafelsalz „Kristall"** dürfte in keinem Haushalte, in keinem Restaurant fehlen. In allen größeren Kolonial- und Delikateßwaren-Handlungen zu haben.



# J. J. Lorentzen & Ko.

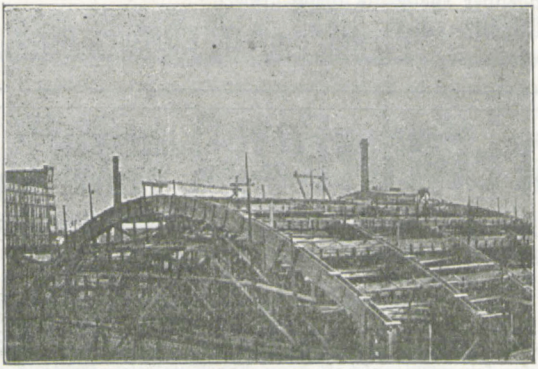
**Ingenieurbüro, Eisenbetonbau u. Tiefbau Unternehmung.**

**Riga,**
**I. Weidendamm Nr. 8.**
Telefon 50-95.

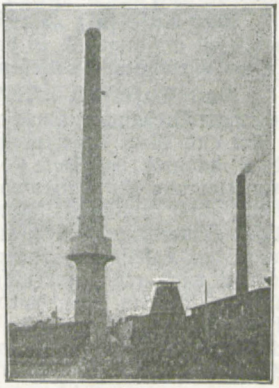
**St. Petersburg,**
**Wass. Ostrow, 11. Lin. 12—32.**
Telefon 252-12.

## Beton- und Eisenbeton-Bauten

**für Hoch- und Tiefbauten.**



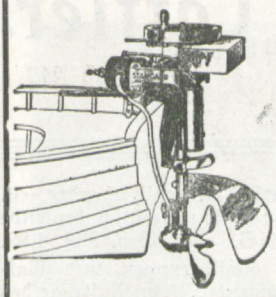
Komplette Gebäudeanlagen, Fabrikbauten, Lagerhäuser, Silos, Brücken, Ufermauern, Wasserbehälter, Wassertürme, Kläranlagen, Stollen, Turbinenanlagen, Schächte, Wehre, Gerinne, Kanäle, Umzäunungen, Bodenuntersuchungen u. Ausführung schwieriger Fundierungen.



**Modernster maschineller Baubetrieb.**
**Kürzeste Bauzeit.**

## Entwürfe

mit Kostenanschlägen für alle Bauarbeiten.



# Hübsches Weihnachtsgeschenk!

Abnehmbarer Bootsmotor

# „WELOX"

**Preis Rbl. 185.—.**

Umsteuerbar ohne Anzuhalten! Ruhig gehend;

## dazu passendes Boot von 16' Länge,

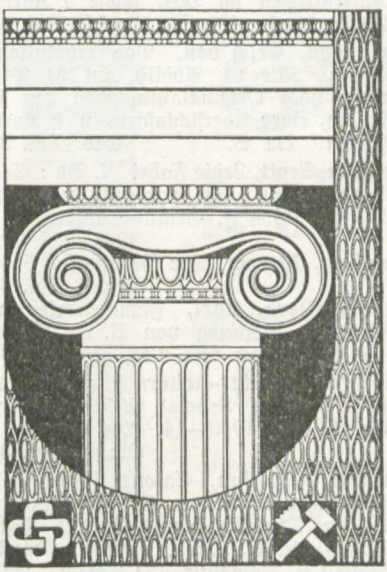
Platz für 8 Personen,
aus I-a schwedischem Kiefernholz mit Eichenspanten und Kupfernieten.

**Komplett mit Motor Rbl. 350.—.**

## Fabrikniederlagen Schwedischer Landwirtschaftlicher Maschinen

## Silfverhjelm & Ullgren,

**Riga, I. Weidendamm Nr. 11 m.**



# Oskar Goldberg,

Bildhauer.

REVAL, Ziegelskoppelstr. 22 F. Telephon 11-71.

## Kunst-Werkstätte

für Bau- und Innendekorationen in historischen und modernen Stilarten.

## Granit- und Marmor-Industrie.

Grabmonumente, Kamine, Platten etc.

Konkurrenz-Preis von der Jury der Kaiserlichen Kunstakademie in St. Petersburg.

# Buchhandlung von G. Löffler.

**Riga, Sandstraße 20. ☆ Telephon 15-80. ☆ Postfach 317.**

## Neuerscheinungen:

**Barthou, Louis,** Mirabeau. Inhalt: „Abstammung" und „Vor der Revolution". Mit 9 Abbildungen. 415 S. Br. R. 3.58, geb. Rbl. 4.80.

**Bierbaum, Paul Willi,** Streifzüge im Kaukasus und in Hocharmenien (1912). Mit 3 Karten und 55 Illustrationen (Orell Fäßli's Wanderbilder Nr. 308—317). 277 S. Brosch. Rbl. 2.75.

**Blank, Dr. S.,** Die Landarbeiterverhältnisse in Rußland seit der Bauernbefreiung. (Züricher Volkswirtschaftliche Studie. Herausg. v. Professor Dr. Sieveking in Zürich. 3. Heft.) 224 S Brosch. Rbl. 3.58.

**Campenhausen-Loddiger, Ernst Baron,** Ein Beitrag zur Agrarstatistik der Rittergüter, des Kleingrundbesitzes und der Widmen in Livland (Veröffentlichungen des Statistischen Bureaus der Livländischen Ritterschaft. Heft II.) 56 S. Brosch. Rbl. —.80.

**Daudet, Lucien Alphonse,** Kaiserin Eugenie. Aus dem Französischen übertragen von Adele Müller. Mit 4 Vollbild. 160 S. Geb. R. 2.16.

**Duncker, Dora,** Marquise von Pompadour. Ein Roman aus galanter Zeit. 392 S. Brosch. Rbl. 2.20.

**Erdmann, Gori,** Das Problem der Geschlechter. 338 S. Brosch. Rbl. 4.40.

**Erzählungen aus Tausend und eine Nacht.** Mit 24 farbigen Bildern von Edmund Dulac. Herausg. von Paul Ernst. 377 S. Geb. Rbl. 3.—.

**Fournier, W.,** (der wilde Jäger). Am Lagerfeuer. Jagdl. Mixed-Pickles aus zwei Welten. 286 S. Brosch. Rbl. 2.20.

**Freye, Karl,** Casimir Ulrich Boehlendorff, der Freund Herbarts und Hölderlins. Mit 1 Tafel. 291 S. Brosch. Rbl. 2.48.

**Fünf Geschichten** aus dem westlichen Nordland. Mit 1 Übersichtskarte. (Thule, Altnordische Dichtungen und Prosa. X. Bd. Herausg. von Prof. F. Niedner). 323 S. Geb. Rbl. 3.90.

**Grubauer, Prof. A.,** Unter Kopfjägern in Zentral-Celebes. Ethnolog. Streifzüge in Südost u. Zentral-Celebes. Mit 322 Abb. im Text, 16 Bildtafeln u. 2 Karten. 608 S. Brosch. Rbl. 7.98, geb. Rbl. 9.60.

**Jenny, E.,** Der Teilbau nebst der Monographie eines Teilbaugroßbetriebs in Rußland aus d. Zeit v. 1891—1910. (Staats- u. sozialwissenschaftliche Forschungen. Herausg. von Gustav Schmoller u. Max Sering. Heft 171.) 346 S. Brosch. R. 4.95.

**Lhotzky, Dr. Heinrich,** Aus gottsuchender Zeit. Ein Andachtsbuch für neuzeitlich denkende Menschen. 221 S. Geb. Rbl. 1.92.

**Männerberufe.** Schilderungen und Ratschläge von Fachleuten. Im Auftrage des Deutschen Vereins in Livland herausg. von Erich von Schrenck und Wolfgang Wachtsmuth. 291 S. Brosch. Rbl. 2.—, geb. Rbl. 2.50.

**Müller, Dr. Conrad,** Altgermanische Meeresherrschaft. Mit 13 Bildtafeln und 2 Karten. 486 S. Brosch. Rbl. 5.50.

**Neumann, W.,** Aus alter Zeit. Kunst- und kulturgeschichtliche Miszellen aus Liv-, Est- und Kurland. Mit 54 Abbild. 138 S. Brosch. Rbl. 3.20, geb. Rbl. 4.—.

**Der einsame Nietzsche,** von Elisabeth Förster-Nietzsche. 592 S. Brosch. Rbl. 2.20. Geb. Rbl 2 88.

**Nikolaides, Dr. Kl.,** Griechenlands Anteil an den Balkankriegen 1912/13 I. Der Krieg gegen die Türkei. II. Der Krieg gegen Bulgarien. Mit 101 Abbild. u 7 Kartenskizzen im Text, sowie 1 Karte in Farbendruck. 432 S. Brosch. Rbl. 3 30.

**Salzmann, Erich von,** Das revolutionäre China. Mit 61 Abbild. auf 31 Tafeln meist nach Originalaufnahmen des Verfassers, einer Übersichtskarte u 3 Kartenskizzen. 171 S. Geb. Rbl. 3.—.

**Kapitän Scott,** Letzte Fahrt I. Bd.: Scotts Tagebuch. II.: Die Erlebnisse der Westabteilung. Von F. Griffilh-Taylor. Geb. Rbl. 12.—.

**Sombart, Werner,** Der Bourgeois. 540 S. Brosch. Rbl. 6.60.

**Stauffer-Bern, Karl,** Familienbriefe und Gedichte. Herausg. von U. W. Züricher. 408 S. Brosch Rbl. 2.48, geb. Rbl. 3.60

**The great Painter-Achers** from Rembrandt to Whistler. Special Winternumber of the Studio. 1913—14. 264 S. Brosch. Rbl. 3.50.

**Tornius, Valerian,** Salons. Bilder gesellschaftlicher Kultur aus fünf Jahrhunderten. I. Bd.: Renaissance und Barock. Mit 24 Tafeln. 223 S. II. Bd.: Rokoko. Empfindsamkeit u. Romantik. 24 Tafeln. 260 S. Brosch. Rbl. 4.13.

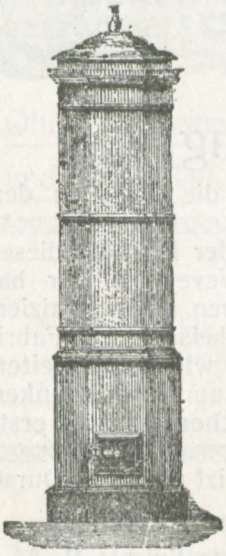
**Wundt, Wilh.,** Sinnliche und übersinnliche Welt. 423 S. Brosch. Rbl. 4.40, geb. Rbl. 5.40.



Dermoplastisches Laboratorium
von
**F. E. Stoll**
Zool. Konservator.
**Riga,**
**Karlstraße 25,** beim
Tuckumer Bahnhof.

I. Preis gr. silb. Med. Riga 1899.
Gold. Med. Jubil.-A. Riga 1901.
Gold. Med. Hunde-A. „ 1902.
Gold. Med. Gefl.-Ausst. „ 1905.

**Ausstopfen**
von
**Säugetieren, Vögeln etc.**
**Präparieren**
u. **Montieren**
schädelechter Geweihe und
Gehörne.



1909

# E. HURWITZ, Klempnermeister.

Reval, Langstr. Nr. 35. Telephon 518.

**Spezialist sämtl. Klempnerarbeiten.**



**Erste Werkstätte in Estland mit neuestem Maschinenbetrieb.**

Meierei-Milchgeschirre, Küchengeräte, Verzinnungen, Badewannen jeglicher Art mit und ohne Heizung, Holzzement-, Eisen- und Kupfer-Dächer, Rinnen, Röhren, **Korn-Trockendarren,** graphierte Öfen und gepreßte Knien aus einem Stück, etc.

**Reparaturen in der Stadt wie auch auf dem Lande** werden in schnellster Zeit billig und gut ausgeführt, wie auch der Anstrich von Blech-Dächern und Kirchen-Türmen.

**Garantie für sämtliche Arbeiten.**

# GALA PETER




## Zur gefl. Beachtung!

Die **Milchchocolade D. Peter** ist als die **Erste** in den Handel gekommen.

Es ist eine unumstößliche Tatsache, daß der **Erfinder** dieses vorzüglichen Nahrungsmittels **D. Peter** in Vevey ist. Er hat diese Chocolade während einer Reihe von Jahren allein fabriziert und sich in deren, eine besondere Sorgfalt erheischenden Fabrikation Erfahrung und einen Namen erworben, **wie kein Zweiter.**

**D. Peter** hat seine Erfindung geschaffen, um damit **Kranken** sowohl wie auch **Gesunden** ein in **hygienischer** Hinsicht **erstklassiges Nahrungsmittel** bieten zu können.

„Gala Peter" enthält wenig Zucker und reizt nicht den Durst.

Peter & Kohler,
Chocolats Suisses S. A.
VEVEY.

**Vertreter für die Ostseeprovinzen:**

**J. A. MENTZENDORFF & Ko., RIGA, Kaufstraße № 5/7.**

## Neue physikalische Behandlungsmethode

von Lungenkrankheiten, Blutarmut, Asthma, Keuchhusten, Herzschwäche, Schlaflosigkeit vermittelst der

## Lungen-Saug-Maske

nach Stabsarzt Dr. Kuhn.

Anwendung täglich ca. 2 Stunden.

Verlangen Sie bitte Gebrauchsanweisung.

Jeder Maske wird eine Gebrauchsanweisung beigelegt.



**Erfolge:** Bei Erkrankungen der Atmungsorgane, spez. Lungentuberkulose, Blutarmut und Bleichsucht, Asthma (bronchiale), Schlaflosigkeit, Schwächezuständen des Herzens und Herzfehlern 2c.

**Arthur Wittberg, Riga,**

**Telephon 64—67.** Spezial-Geschäft **Gr. Jungfernstr. 5.**

**Chirurg. Instrumente und Artikel zur Krankenpflege.**

**Spezialartikel in Bruchbandagen, Leibbinden und Gummistrümpfen für Krampfadern.**

---

# „Baltische Sport-Zeitung"

Offizielles Organ des Kaiserlichen Balt. Automobil- und Aero-Klubs und des Balt. Automobil-Klubs und des Rigaer Reit-Klubs

∴ JÄHRLICH 24 HEFTE ∴

Behandelt reich illustr.: Automobil- und Wassersport, Pferdesport, Lawn-Tennis, Athletik, Wintersport etc.

Preis pro Jahr R. 6.—. 1/2 Jahr R. 3.—

Per Kreuzband:

1 Jahr Rbl. 7.50. 1/2 Jahr Rbl. 3.75

Alle Buchhandlungen nehmen Abonnements entgegen oder direkt durch die

Geschäftsstelle der „Baltischen Sport-Zeitung"

Riga, Wallstr. 12. Telephon 68-26

# J. A. Mentzendorff & Ko.

gegründet 1800

**Kaufstrasse № 5/7** **Riga** **Telefon № 189**

# Wein-Handlung

**Grosses wohlassortiertes Lager**

Roter und weisser Bordeaux-Weine

Rhein- und Moselweine bis zu den höchsten Schlossabzügen

Spanischer u. Portugiesischer Weine

Alter Tokayer Weine etc. etc.

Französische Champagner der renommiertesten Marken

Französische, Holländische und Italienische **Liqueure**

Russische Weine und Champagner

□ □ □

Havana-Zigarren

direkter Import

Deutsche und Holländ. Zigarren

in Packungen à 50, 25 und 10 Stück

Als größtes Verkaufhaus Deutschlands für

**Harmoniums und Pianos**

mit einem jährl. Verkaufe von 3000 Instrumenten grösstenteils direkt an Private

empfehlen wir

**Hofberg** Harmoniums | **Thomas** Harmoniums | **Brüning & Bongardt** Harmoniums u. Pianos | **Mand** Pianos

die feinsten deutschen Marken.

**Brüning & Bongardt, Barmen** (Deutschland).

Fordern Sie bei Bedarf gratis und franko unseren großen reich illustrierten und mit vielen nützlichen Beschreibungen versehenen Pracht-Katalog für Rußland. Derselbe enthält **nur** Rubel-Preise, welche sich verzollt und franko jeder Bahn-Station des europäischen Rußlands verstehen. Jeder Käufer weiß also sofort, was ihm das Instrument ohne weitere Auslagen genau kostet.

Kronprinzessin-Veilchen-Parfüm, Haliflor-Ideal-Parfüm, | Haliflor Blumendüfte ohne Alkohol, Haliflor Sommersprossencrême, | Haliflor Blumen-Eau de Cologne, Haliflor Kopfwässer.

Allein hergestellt von

**HALIFLOR COMPANY**

PARFÜMERIE-FABRIKEN. **Paris — London — Doberan.**

Zu haben in den

**Parfümerie- und Drogenhandlungen.**

Adresse für ganz Rußland:

**HALIFLOR COMPANY,** RIGA, Katharinenstr. 20. Teleph. 26-59.

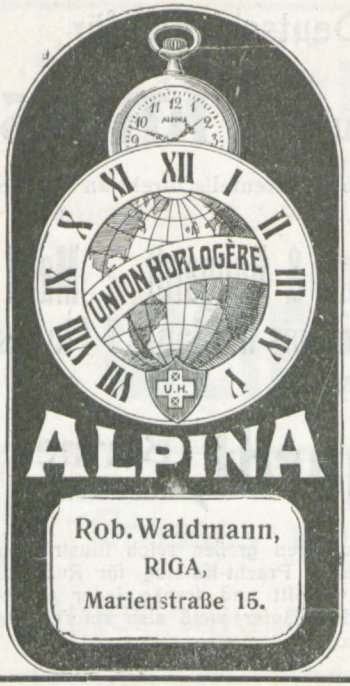
# Aus deutscher Literatur.

Bücherverzeichnis der

BUCHHANDLUNG VON G. LÖFFLER,

Riga, Sandstr. 20, Postfach 317.

Neuerschienen November 1913. :: :: :: Gratis und franko.




Alleinverkauf der bestrenommierten

# ALPINA-UHREN.

Vertreter der

Badischen Wanduhrenfabrik A.-G., im Schwarzwald.

# Rob. Waldmann,

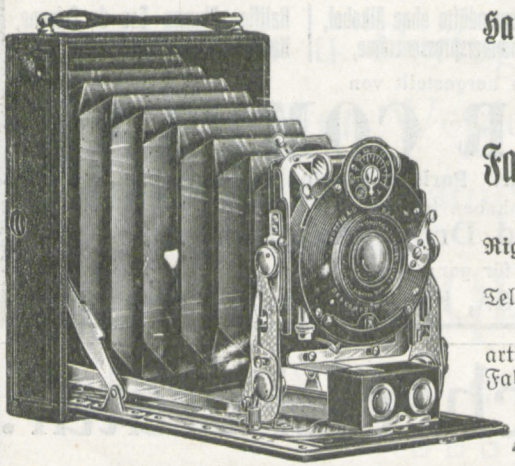
RIGA, Marienstr. 15, im eig. Hause.

Telephon 35-58.

## Passende Weihnachtsgeschenke!

Illustrierte Preislisten auf Wunsch gratis und franko.

---



## Handels- und Industrie-Gesellschaft

# M. Butzler & Ko.

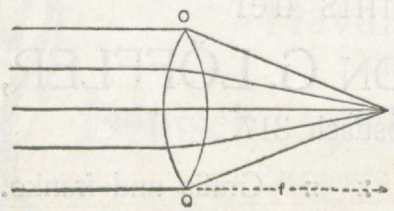
## Fabrik und Niederlage photogr. Bedarfsartikel.

Riga, Alexanderstr. Nr. 2*). Eingang v. d. Elisabethstraße.

Tel. 2161. Telegr.-Adr.: „Photobutzler — Riga".

**Reichhaltiges Lager** Photobedarfsartikel erstklassiger ausländischer, sowie eigener Fabrikate unter der Handelsmarke **„Photo-Record"**. En gros und en detail.

☛ Vergrößerungs-Anstalt und 5
☛ Dunkelzimmer zur Verfügung
☛ der Amateur-Kundschaft.




**Reparatur-Anstalt.** **Photo-Literatur.**

Preislisten in allen Sprachen. Prospekte gratis. Wiederverkäufern en gros Preislisten.

*) Daselbst werden neue Mitglieder zum Eintritt in die Genossenschaft empfangen.

# Verlagsbuchhandlung C. J. SICHMANN.

**RIGA, Brunnenstrasse № 5/7.**

Empfehlenswerte Werke:

**Marra Korth, Praktisches Kochbuch.** 1742 erprobte Kochrezepte. Mit acht Tafeln in feinstem Farbendruck, die verschiedenen Fleischsorten und deren richtige Zerteilung und Benennung, die Fische und die eßbaren Pilze in natürlichen Farben darstellend, sowie zahlreichen Abbildungen im Text. 3. Auflage. Ein starker Band von 44 Druckbogen in Original-Leinenband. Preis 3 Rbl. 50 Kop. Das Werk ist auch in lettischer Sprache und in gleicher Ausstattung zum Preise von 3 Rbl. erhältlich.

**Lyda Pank, Praktisches Kochbuch.** Handbuch zur verständigen und sparsamen Führung des Haushalts in allen seinen Zweigen. 1300 bewährte Anweisungen und Rezepte. 8. Auflage. 464 Seiten in Or.-Leinenband. Preis 2 Rubel.

**J. A. Petroffs neuer russischer Dolmetscher für Deutsche.** Leichteste Methode zur Erlernung der russischen Sprache durch Selbstunterricht. 7. verb. Auflage. In Or.-Leinenband. Preis 1 Rubel.

**K. A. Haller, Deutsche und russische Handelsbriefe** für den Schulgebrauch und das Selbststudium. 4. verb. und erweiterte Auflage von cand. rer. merc. Th. Zuckersuck. In Or.-Leinenband. Preis 1 Rbl.

**Joh. Chr. A. Heyses Fremdwörterbuch.** Durchaus neu bearbeitet von C. Böttger. 17. durchges. und verbesserte Auflage. 960 Seiten. In Or.-Leinenband. Preis 3 Rbl. 30 Kop.

**Adam Frey, Wörterbuch der deutschen und russischen Sprache.** 8. Auflage. 781 Seiten. Halbfranzband. Preis 3 Rbl. 60 Kop.

**F. Langmann, Praktische Standart-Tabelle.** Ausrechnung jeder Fußzahl aller gangbaren Dimensionen von Export-Planken, Battens und Brettern auf drei Dezimalstellen und genaue Bruchteile. Russischer und deutscher Text. 3. verm. und verbes. Auflage. Flexibler Leinenband. 1 Rbl.

**Valeska Willsch, Für Haus und Kindergarten.** 20 Erzählungen für Kinder von 4—7 Jahren. Mit 31 Abbild. Hblwd. 25 Kop.

**Baltische Komponisten.** Musik-Album mit Beiträgen von Bankwitz, Mandelstam, Müller, Muyschel, Sichmann und von Zalesky. In eleg. Or.-Leinenband. 1 Rbl. 75 Kop.

## Русское изданіе „Sammlung Göschen".

**„Наше современное знаніе въ краткихъ, ясныхъ, общепонятныхъ отдѣльныхъ очеркахъ".**

**Einzig autorisierte russische Ausgabe der „Sammlung Göschen".**

Bisher erschienen 10 Bände. Weitere Bände erscheinen in schneller Reihenfolge.

**Jeder Band in Leinwand gebunden 65 Kop.**

**Obige Werke sind durch alle Buchhandlungen oder direkt durch den Verlag zu beziehen.**

**Vollständige Verlagskataloge sowie Spezialprospekte stehen auf Wunsch jederzeit zur Verfügung.**

# Louis Lundmann & Ko., Riga

**Hauptgeschäft in der Stadt:**
**Theater-Boulevard 7. Telephon 265,**
gegenüber dem Stadt-Theater.

**Kellereien und Kontor:**
**Matthäistrasse 21. Telephon 286,**
im eigenen Hause.




## Weine,
## Cognac, Rum, Arac, Porter u. Liqueure.

## Filialen in eigener Verwaltung:

**in Riga:**

**Alexanderstrasse 30,** Tel. 2483,
**Alexanderstrasse 84,** „ 1245,
**Marienstrasse 50,** „ 1239,
**Schiffstrasse 13,** Ecke der Schoonerstrasse, Tel. 2967,
**Matthäistrasse 21,** im eigenen Hause . . . Tel. 2086,
**Dorpater Strasse 8,** „ 115,

**in Thorensberg:**
**Alte Mitauer Strasse № 29,** Ecke der Kommunikationsstrasse. Telephon № 2966,

**in Hagensberg:**
**Kalnezeemsche Strasse № 12-a** . . . . . Telephon № 6854,

**in Edinburg II:**
**Grenzstrasse № 15,** Telephon № 15.

**in Bilderlingshof:**
**Grosser Prospekt № 47,** Tel. № 142.

## Depots:

in RIGA:
bei Herrn **Eduard Worm,** Ecke d. Nikolai- und Mühlenstr.
„ „ **J. J. Bobrow,** gr. Sandstr. 12,
in TUCKUM:
bei Herrn **C. H. Reinwaldt,**
in MITAU:
bei Herrn **F. A. Klein,**
in WERRO:
bei Herrn **Rob. Klein,**
in FELLIN:
bei Herren **J. J. Toepffer & Ko.,**
in PERNAU:
bei Herrn **Wold. Dultz,**
in WENDEN:
bei Herrn **D. Behrsing,**
in SALISBURG:
bei Herrn **Arnold Ohre,**
in DAGO-KEINIS:
bei Herrn **W. F. Scheffel,**
in DORPAT:
bei Herrn **W. Daugull,** grosser Markt 10,
„ „ **W. Daugull,** Marienhofsche Str. 9-a.


Buchdr. der „Revalschen Zeitung", Reval. Verantwortlicher Redakteur: Hans J. Eggers.

# Langensiepen & Ko.

Aktien-Gesellschaft

Gr. Königstraße 32. **Riga.** Gr. Königstraße 32.

## Armaturen-, Spritzen u. Pumpen-Fabrik.

### Maschinenlager u. Technisches Bureau.

Telegr.-Adr.: „Elko". ☐ Telephon Nr. 544, 1744, 2844.

**Spezialabteilung für Zentralheizung, Wasserleitung u. Kanalisation.**

---

**Armaturen** aller Art für Dampf und Wasser.

**Pumpen** für die versch. Zwecke mit Hand-, Riemen- u. Dampfbetrieb.

---

**Haus-, Hof- u. Straßen-Pumpen,**
**Kalifornia-Pumpen,**
**Garda-Pumpen,**
**Assainisations-Pumpen,**
**Allweiler-Pumpen,**
**Würgel-Pumpen.**

---

**Tiefbrunnen-Anlagen.**

Dampf-Pumpen, Original-Worthington-Pumpen.

Feuerspritzen für Hand- und Dampfbetrieb.

**Benzin-Motor-Spritzen.**

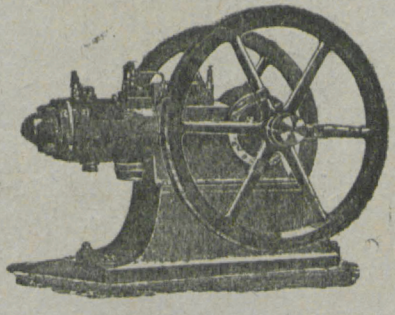
Feuerwehr-Ausrüstungsgegenstände.

## Dampfkessel und Dampfmaschinen.

### Naphta-Motore.

**„PERKUN"**

stationär und fahrbar. Allein in den Ostseeprovinzen über 300 St. im Betriebe zu besichtigen. Hervorragend geeignet zum Antriebe von Maschinen aller Art, sowie für elektrische Beleuchtungszwecke.



**Ausführliche Offerten auf Anfrage gratis.**

Aktien-Gesellschaft

# Moritz Feitelberg

RIGA

# Mode-Warenhaus

**Anfang März 1914**

erscheint unser

# Sommer-Katalog

Wir bitten um rechtzeitige Adressenaufgabe, damit der Katalog sofort nach Erscheinen zugestellt werden kann.